

012357 / 1935 *1935* E

15 Jg

Nr. 4



**Eisab-land**  
**Lothringer**  
**Heimat**



1 9 3 5

Monatschrift für Heimatkunde & Touristik

137



# Elsassland Lothringer Heimat

Monatsschrift für Heimatkunde und Touristik

Verlag: Société d'Édition „ALSATIA“ S. A. GUEBWILLER (Haut-Rhin)

Directeur gérant: E. MEYER.

Inlandspreis für den Jahrgang .. 30 Frs.    Auslandspreis: 7,50 Reichsmark od. 9 Schweizerfranken.

Inlandspreis für Einzelhefte .. 3.00 Frs.    Auslandspreis: 75 Pfennig oder 90 Schweizercentimes.

Alle Anfragen, Abonnements- und Inseratenbestellungen, Manuskripte sind zu richten an den Verlag „Elsassland - Lothringer Heimat“ in Guebwiller. — Postscheckkonto Strassburg 2573. — Postscheckamt Karlsruhe Nr. 70162.

## Forces Motrices du Haut-Rhin

Secteur de Guebwiller

### Verkaufs- und Ausstellungs-Magazin

5, Rue de la République, 5

**GUEBWILLER**

Grosses Lager in

elektrischen Beleuchtungskörpern aller Art.

Sämtliche elektrische Haushalts-Apparate

in erstklassiger Ausführung.

Tél: 882

# A-GUEIROARD

Étudio,

Casa,

Réalise



## Dessins & Clichés

2, Place Guillaume Tell

TRAIT - SIMILIGRAVURE - TRICROMIE

## Gewiss hat ihre Mutter

schon gerne in der bekannten Confiserie DARSTEIN eingekauft und es ist ihnen vielleicht, wie so vielen, eine angenehme Tradition, da weiter zu kaufen, wo traute Erinnerungen an die Kinderzeit Sie hinziehen! Die Firma DARSTEIN ist weithin im ganzen Land bekannt für ihre ausgezeichneten Qualitäten und sie bietet ihrer Kundschaft auch wirklich gutes, trotz den billigen Preisen.

Ein kleiner Versuch macht Sie schon zum dauernden Kunden. Achten Sie aber im eigensten Interesse auf die nachstehenden Adressen der drei offiziellen

### Darstein-Verkaufsstellen in Strassburg

Jungferngasse 3, Alter Weinmarkt 20, Langstrasse 16.

das blatt für menschen von geschmack

- für den Lebensstil des modernen Menschen
- für frauliche Eleganz ohne die Irrwege der Mode
- für Kunst, Reise, Literatur, Sport, Architektur

die neue linie monatlich 1.— RM

Verlag Otto Boyer · Leipzig · Berlin

## Der katholische Gedanke

Eine Vierteljahresschrift.

Herausgegeben vom katholischen Akademikerverband.

Aus dem Inhalt:

Kardinal Schulte, Erzbischof von Köln: Die Bedeutung der Areopagrede des heiligen Paulus für die Gegenwart — Martin Grabmann: Matthias Josef Scheebens theologisches Lebenswerk — Der Totenzettel Scheebens — Paul Simon: Religion und Weltanschauung — Bernhard Rosenmöller: Die Theologie in der Gegenwart. Von einem Laien — Oskar Bauhofer: Vom Sinn der Passion Christi — Bernhard Jansen: Die Staatsauffassung des heiligen Augustinus — Anselm Stolz: Gottes Leben, Sein Erkennen und Wollen — Ernst Laslowski: Das katholische Geschichtsdenken in seiner gegenwärtigen Situation — Oskar Bauhofer: Philosophie der Gegenwart — Cornelius Schröder: Katholische Literaturauffassung — Ueber die Führung der Ortsgruppen —

Religiöse Veranstaltungen in der Karwoche.

1935

Erstes Heft

Januar bis März

Achtes Jahr

Verlag Haas & Grabherr in Augsburg



# Elsass-Land Lothringers Heimat

15. Jahrg.

APRIL 1935

4. Heft

## Die drei Sprünge der Ostersonne

Auf dem grossen Kreuzigungsbilde des Isenheimers Altars hat Mathias Grünewald eine schwüle Karfreitagsstimmung gemalt, wie sie dem Sterben des Gottessohnes angemessen ist. Schwarz wie die Nacht ist der Himmel, in giftigem Grün irrlichtern die Wellen des Stromes, wie fahle Gespenster säumen die verschwimmenden Berge die im Todeschreck erstarrte Landschaft. Die ganze Natur trauert über den Tod des Heilandes. Heisst doch Karfreitag der Freitag der Klage, der stillen Trauer. Dem Charakter des Trauertages entsprechend sieht der Landmann an diesem Tage gern einen grau verhangenen Regenhimmel, und eine alte Bauernregel prophezeit: «Wenn's am Karfreitag regnet, so ist das ganze Jahr gesegnet». Wenn aber das heilige Grab leer und der Held erwacht und auferstanden ist, dann soll auch die Sonne glorreich am Himmel hochsteigen und Auferstehungswonne durch das All ergiessen.

Ostern ohne Sonne und blauen Himmel ist fast undenkbar. Beide Vorstellungen sind viel inniger miteinander verknüpft, als ein kindlich Gemüt ahnen könnte. In dem Worte «Ostern» klingen Töne aus der Urzeit der Menschheit an unser Ohr. Es ist stammverwandt mit dem Ausdruck Osten, der Bezeichnung für die Himmelsgegend, aus der das Licht kommt. Ursprünglich bezeichnete das altersgraue Wort Ostara oder Ostorôn, wie Otfried von Weissenburg schreibt, die Morgenröte, das aufsteigende Tagesgestirn und das Erwachen der Natur im Frühling. Mit feinem Empfinden und tiefem Verständnis wurde auf deutschem Sprachgebiet das sinnvolle Wort zum Namen für das grösste und heiligste Fest, das die Kirche im 2. Jahrhundert eingeführt hat, für das christliche Auferstehungsfest.

Ein Stück des alten Naturmythus steckt noch in dem weitverbreiteten Volksglauben, dass die Sonne am Ostermorgen beim Aufgehen aus Freude über die Auferstehung des Herrn tanze oder drei freudige Sprünge mache. Das elsässische Wörterbuch von Martin-Lienhart belegt diesen Zug auch

für das Elsass und teilt mit, dass man sogar das Osterlämmchen in der Ostersonne erblicken kann, wenn man zeitig genug aufsteht. Es springt dreimal vor der Sonne hin und her und verschwindet darauf wieder. Leider hat man jedoch selten das Glück, es zu sehen, weil zur Zeit des Sonnenaufgangs eine Dunst- und Nebelhülle über der Rheinebene liegt, welche die Sicht verschleiert. In der Schweiz stellt man einen Eimer oder Kübel mit Wasser in den Hof, worin man dann deutlich das Osterlamm vor der Sonne springen sehen kann. Anderwärts schaut man durch ein durchstochenes Papier oder ein schwarz-seidenes Halstuch, um besser beobachten zu können. Pfarrer A. Lambs lächelte überlegen über den alten Mietesheimer (?) Bauer, der ihm um 1880 hoch und heilig versicherte, dass die Sonne in der Frühe des Ostertags dreimal hüpfte, wenn sie hinter dem Schwarzwald aufgehe. Heute dürfte es nur noch wenig alte Leute geben, die an den Ostertanz der Sonne oder des Gotteslammes glauben. Die Aufklärungsarbeit der Schule hat da ganze Arbeit gemacht. Bald glauben die Jungen nur noch, dass vier Pfund Rindfleisch eine gute Fleischsuppe geben. In alter Zeit aber zog jung und alt in aller Morgenfrühe hinaus vor die Häuser, am liebsten auf einen Hügel oder einen Berg, um die drei Freudensprünge der Sonne zu sehen.

Und sie sahen und erlebten auch wirklich dieses österliche Naturwunder. Waren sie helllichtiger oder dümmere als wir, all die Tausende unserer Altvorderen, die in ihrem bergeversetzenden Glauben die Ostersonne tatsächlich haben tanzen sehen? Weder das eine noch das andere brauchen wir anzunehmen. Nicht einmal ein Wunder, das doch des Gläubens liebstes Kind ist. Es liegt nichts weiter als eine Halluzination vor. Wen es gelüftet und wer gerne früh aufsteht, kann sich auf ganz natürliche Weise dieselben Gesichte verschaffen. Er starre lange in die blendenden Strahlen der schon kräftigen Ostersonne und er wird den Eindruck haben, dass die Sonne springt, ähnlich wie





sie am Abend ruckweise am Horizont verschwindet. Diese Sinnestäuschung machen sich orientalische Zauberer dienstbar und vollführen die unglaublichsten Kunststücke, indem sie ihre Zuschauer, das Gesicht der aufgehenden Wüstensonne zugekehrt, hinsitzen lassen.

Diese natürliche Erklärung des Schvorganges tut dem Ostersonnenwunder keinen Eintrag. «Das Wunder, das in den Seelen wirkte, bleibt bestehen», schreibt ein volkskundlicher Forscher. «Wie herrlich und kühn ist eine Phantasie, die den ungeheuern Sonnenball auf der Schwelle des Auf-

gangs hüpfen lässt vor Freude über die Auferstehung des Erlösers. Und wie lebendig und leidenschaftlich ist dieser dichterische Geist, wenn er die Menschen, in denen er wohnt, in der Morgenfrühe vor die Stadt hinauszuweichen zwingt oder sie nach langer Wallfahrt in frommer Nachtwache die himmlische Erscheinung erwarten lässt» (A. Beitzl, Volkskunde 1933, 247). Das ist eben das grosse Geheimnis des Volkes, dass in seinen Träumen immer neue Wunder aufblühen, vor deren stiller Schönheit wir andächtig erschauern.

L. Dachsteiner.

## Das Ostereierpicken in Strassburg

Der grosse Krieg und die teure Lebenshaltung der Nachkriegszeit haben einem beliebten Knabenspiele der Osterzeit ein frühzeitiges Ende bereitet: dem Eierpicken. Es bestand darin, zwei gefärbte, hartgesottene Eier zuerst «Spitz uf Spitz», dann mit dem breiteren Teile (sit venia verbo) «A... uf A...» zusammenzustossen. Wessen Ei ganz blieb, der hatte das angepickte gewonnen. Dabei kam es weniger auf die Härte und Stärke der Eierschalen als auf die Geschicklichkeit der Spieler an.

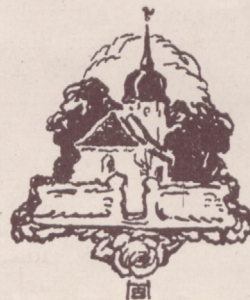
In Strassburg artete das Spiel zu einer Leidenschaft der Schuljugend aus. Bis um 1900 sah der Gutenbergplatz wahre homerische Eierkämpfe. Wo heute die Blumenstände die ersten Schnittblumen des warmen Südens feilbieten, standen damals Tische mit ganzen Körben voller Ostereier in allen Farben des Regenbogens. Aufgeregte Knabengruppen handelten mit erhitzten Gesichtern und leuchtenden Augen immer neue Eier ein, die in die Hosentaschen und Nastüchlein der glücklichen Gewinner wanderten. Die Eierfrauen machten gute Geschäfte und die Mütter, deren gerisene Brut die Mütze und das Taschentuch voll bunter Eier heimbrachte, vergnügte Gesichter.

Auch in den kleinen Läden der Händler in der Langstrasse standen gefüllte Ostereierkörbe, wo die Knecke ihre Eier dutzendweise wie Gstunzeln einkauften und spielwütig verpickten. Dem Strassburger Dichter Karl Boese stieg in der algerischen

Verbannung die wehmütige Erinnerung an diese unvergesslichen Tage auf. In dem 1862 in Blidah geschriebenen Gedichte «Einnerunge üs de Büewe-johr» hat er das von echter Osterfreude durchpulste Situationsbildchen festgehalten:

Un an Ostre het's gewe  
Gfärbti Eier, liewi Zit!  
Was isch do gsin for e Lewe!  
Spitz uf Spitz! Un Sit uf Sit!  
Weisch noch, wie der klüricht Ade  
Mit em Pechei het gebickt,  
Wie der Grempe un d'Kamerade  
Nit ganz zart 'ne heimegschickt!

Das war noch ein echter Grempe vom alten Schrot und Korn, der mit wachsamem Auge die Bewegung der Eierpickler verfolgte und mehr an die Interessen seiner jungen Kunden als an seine eigenen dachte. Der hatte den wider die Spielregeln verstossenden Kniff des schielenden Adam, die Schale seines Pickteis mit einer Pechhülle zu verstärken, bald heraus und jagte ihn mit Schimpf und Schande vom Stande. Von 1900 an nahm auch das Eierschlagen langsam ab. Zu Ostern 1914 stand nur noch eine einzige wohlbeleibte Eierfrau auf dem Gutenbergplatz. Es war die letzte. Bei den heutigen Eierpreisen und den magern Geldbörsen der Knaben ist an solch einträgliches Spiel, das seinen Mann ernährte, nicht einmal im Traume zu denken. *Tempi passati!* F.







H. Bacher

Ostern



# Aus alten Kirchenbüchern

Mitgeteilt von Dr. J. Lefftz

## Ein Gebett

**für die angehenden Christlichen Eheleute**  
gehalten durch Mattheum Negelin, Pfarrer.

Allmechtiger Gott, barmhertziger Vatter, der du den H. Ehestand selbs eingesetzt hast, vnd lasset dir gefallen, das Mann vnd Weib in ehelicher gottseliger liebe beyeinander wonen, zur erhaltung vnd merung des menschlichen geschlechts vnd zur erbawung deines ewigen reichs, deiner H. Christlichen Gemeine. Wir bitten dich, verleihe disen newen Eheleuten deine Gnade vnd H. Geist, das sie dich den ewigen stifter dises iren ehelichen ordens erkennen, dich als iren gott vnd vatter ferchten vnd lieben vnd das reich deines lieben Sohns, sampt seiner gerechtigkeit vor allen dingen suchen, das sie dier auch dienen in gerechtigkeit vnd heiligkeit, die dir gefällig ist, durch Jhesum, deinem Sohne. Hilff inen, dass sie in wahrer liebe vnd einigkeit bey einander wonen, im schweiss ired angesichts ier brott essen, iere kinder in aller gottseligkeit auffziehen. Darzu auch das liebe Creutz, welches in dissem stand nit aussen bleibt, gedultig mit einander tragen. Begabe sie auch mitiglich mit deinem göttlichen segnen, beide in geistlichen vnd leiblichen giettern, nach deiner gnaden reichen verheissung, das sie erstlich frid vnd freude haben an deiner ewigen Gnade, durch Christum in dem H. Geist. Demnach wollestu sie auch mit der frucht ired leibes vnd mit leibsnarung vnd vnderhaltung gnediglichen segnen. Behüte sie vor des teuffels trug vnd list, damit der selbige nit zwitracht vnter inen anrichte vnd ir gewissen nit verletzt werde. Sonder erhalte sie in friden vnd einigkeit vnd in deinem gnedigen schutz vnd schirm immer vnd ewiglich durch Jhesum Christum. Amen.

Strassburg, Cop. Reg. St. Wilhelm 1573.

## Puncten vnd Artickel, den Jungen Eheleuten fürzuhalten

Erstlich sollen sie sehen vff Gottes freundschaft, wie sie Gott im selbert vermehlet hat durch Christum in gnade, barmhertzigkeit, gericht vnd gerechtigkeit, im glauben, dass sie im sollen vermehlet bleiben in ewigkeit. Oseä 2. Das sie solche gnade vnd gutthat wohl erkennen, desshalben Gott forchten, lieben vnd vertrauen.

Zum anderen sollen sie nimmermehr vergessen der trew, die sie einander versprechen vnd zusagen vor Gottes angesicht, das sie wachsen vnd zunehmen wie in der liebe Gottes also auch in der liebe gegeneinander. Desshalben soll ein jedes seines beruffs warnemmen, der mann, das er sei-

nem weib beywone mit vernunft, das weib dem man gehorsam sey vnd in als das haupt in Ehren hallte. Das sie mit einander gedult tragen vnd einander in allem behülflich vnd rhetlich seyen.

Zum dritten, so inen Gott seinen segnen gibt mit kindern, dass sie dieselbliche treulich auff ziehen in der zucht vnd vermanung zum Herrn! Ephes. 6.

Zum vierdten, dass sie auch ired beruffs war nemmen, das sie sich begeren zu nehmen mit nütlicher vnd redlicher arbeit, damit sie haben ir eigen brott zuessen vnd niemandt vberlestig seyen, sonder das sie auch die durfftigen Handreichung thuen durch Gottes segnen.

Zum fünfften sollen sie sich auch des friedens befleissen gegen iren nechsten, vnd desshalben auch ein gottseligen wandel fieren, damit man jedermann besserlich vnd niemandt ergerlich oder sonst beschwerlich sey.

Strassburg, Cop. Reg. St. Wilhelm 1573.

## Hertzlicher Tauff-Wunsch

Herz Jesu, wann dir in der Tauff  
Die Kindlein werden zugetragen,  
So nehme Sie zu Gnade auff,  
Lass Ihnen dieses Wohlbehagen:  
Du sagst, das Himmelreich sey Ihr,  
Darum Sie so regier und führ,  
Dass Sie einmal dahin gelangen,  
Vndt mit unss dieses Erb empfangen.  
Amen!

Strassburg, Taufbuch St. Wilhelm 1687.

## Göttelbrief

Heut Bistu Bey der Heiligen Tauff,  
Mein Liebe Göttel, genommen Auff  
Zu einem Glied in Gottes Reich,  
Der geb dir auch hier mit zu gleich  
Sein guten Geist, der dich hinforth  
Regieren thut mit Gottes Wort,  
Auff dass dein Leben Biss ans End  
Zu Gottes Ehren wird gewendt.  
Vnd Endlich auch mit ihm zugleich  
Mögst Leben hie vnd ewiglich!  
Solches alles wünscht von grundt  
Dein Liebe Göttel zu aller Stundt.

Deine Liebe Göttel

Anna Margarethe Müllerin

Wardt getaufft in dem Münster den  
4ten Hornung 1697, catholisch.

Strassburg, Münstertaufbuch 1697, loses Blatt.



## Das Schenkungsbuch des Strassburger Münsters

Von Dr. L. Pflieger

Eine der wertvollsten und für die Kulturgeschichte des mittelalterlichen Strassburg bedeutendsten Handschriften des Strassburger Stadtarchivs ist der sogen. Liber donationum, d. i. das Schenkungsbuch des Strassburger Münsters. Dieses Buch, das merkwürdigerweise von der sonst so regen historischen Forschung nur wenig gewürdigt wurde, zeigt uns, mit welchen Mitteln der Wunderbau unseres Münsters erbaut wurde. Nicht die Stadtgemeinde Strassburg als solche hat die Mittel aufgebracht, sondern sie sind nur aus freiwilligen Beiträgen der Gläubigen Strassburgs und vieler Dörfer der Diözese bereit gestellt worden. Bauherr des Strassburger Münsters, das nach dem grossen Brande des Jahres 1176 neu aufgebaut wurde, war anfänglich der Strassburger Bischof. Nach 1262, als die Strassburger Bürger in der Schlacht bei Hausbergen den adelsstolzen jungen Bischof Walther von Geroldseck und sein Ritterheer besiegt und sich von der bischöflichen Herrschaft befreit hatten, wurde das Strassburger Domkapitel Bauherr des Neubaus, dessen prächtiges Langhaus im Jahre 1275 beendet war. Schon ein Jahr vorher hatte das Kapitel, das lange gezögert hatte, ob man die zwei-türmige Fassade des alten romanischen Münsters beibehalten sollte, endgültig beschlossen, diese abzureissen und eine gotische Fassade zu errichten, deren Pläne der geniale Erwin von Steinbach entworfen hatte.

Natürlich verursachte ein Bau von den riesigen Ausmassen des Münsters gewaltige Kosten. Schon im Jahre 1199 hatte sich Bischof Konrad II. in einem Aufruf an Geistlichkeit und Volk gewandt um Beiträge für den Bau. Und als der Bau des Langhauses begonnen hatte, suchten die Bischöfe durch eigene Ablassbewilligungen und solche fremder Bischöfe und päpstlicher Legaten die Gebehrlichkeit der Gläubigen anzuregen. Anfangs 1275 gab sich Bischof Konrad III. von Lichtenberg besondere Mühe in dieser Hinsicht; gleich durch vier Ablassverheissungen forderte er zu Gaben auf für den Bau der Fassade, deren Grundstein am 25. Mai 1277 gelegt wurde. Und diese Gaben flossen auch reichlich. Eine eigene Bruderschaft U. L. Frau wurde gegründet, in welche alle Schenker eingeschrieben wurden. Jeder Priester des Bistums musste wöchentlich für die Mitglieder der Bruderschaft zwei Messen lesen. Das stachelte die Freigebigkeit der Gläubigen aufs höchste an. Die eigentliche Triebfeder der Schenker war die Absicht, für das Heil der eigenen Seele und die Seelenruhe der Eltern und Verwandten etwas Gutes zu tun, das die Gegenwart überdauert und noch die spätesten Geschlechter zu Gebeten veranlassen

soll. Daher knüpften sie an ihre Schenkungen die Abhaltung von Seelenmessen, bei geringeren Gaben wenigstens ein Gedenken im Gebet.

Darum wurden alle diese Schenkungen getreulich eingeschrieben in einem eigenen Buch, dem Liber donationum oder Schenkungsbuch. Die Schenkungen wurden der fabrica, der Verwaltung der Baumittel, dem Werk U. L. Frau vermacht. Seit etwa 1286 hatte das Domkapitel die Verwaltung des Baufonds der Stadt übertragen. Sie ernannte für den Marienaltar am Lettner des Münsters einen Geistlichen, der die Aufgabe hatte, alle Stiftungen und Schenkungen in das Schenkungsbuch einzuschreiben. Dieses Schenkungsbuch war schon bei Beginn des Baues des Langhauses angelegt worden. Am Anfang des 14. Jahrhunderts wurden die hier verzeichneten Gaben in das Buch übertragen, das uns heute noch vorliegt, und von da ab erfolgten die Eintragungen regelmässig bis in die ersten Reformationsjahre.

Es ist ein Pergamentband in Quartformat mit 363 beschriebenen Blättern. Die Schenkungen sind nach den Kalendertagen eingetragen, meist in Form eines Anniversariums, d. h. einer Seelmessestiftung am Todestag des Gebers; diese Art von Schenkungen waren testamentarische Vermächtnisse. Demnach kann man das Buch als Obituar, Nekrolog oder Seelbuch betrachten, wie es im Mittelalter alle Klöster, aber auch die Pfarrkirchen anlegten. Aber daneben enthält der Band sehr viele Einträge von Gaben Lebender, die durch ihre Schenkungen der zahlreichen verheissenen Ablässe und der geistlichen, mit der Bruderschaft U. L. Frau verbundenen Gnaden teilhaftig werden wollten. Die für einen bestimmten Kalendertag eingeschriebenen Wohltäternamen wurden in den Messen, die am Marienaltar, seit dem 14. Jahrhundert in der prächtigen, von Erwin an der linken Seite des Lettners erbauten Marienkapelle von dem Priester des Frauenwerkes in der Sonntagsmesse nach der Opferung laut verlesen, wonach die der Messe beiwohnenden Gläubigen ein Vaterunser und Ave Maria für die Genannten beteten. Die Vorlesung der Namen begann mit der Aufforderung, die auf dem ersten Blatt des Buches von einer Hand des 15. Jahrhunderts eingetragen ist:

«Lieben kinder, helffent mir got getruwentlichen bitten vor alle die menschen, lebenden und totten, die ir almusen und stür habent geben an das werck unser lieben frouw und deilsam hant gemacht alles gutz, daz hie geschit mit singen und mit lesen, der nammen harnoch geschriben stont und fallen in dieser wuchen. Zu dem ersten Gedenkent durch gotz willen des erbern manss» (wo der betreffende



Name eingesetzt wurde). Nach der Verlesung aller Namen schloss der Geistliche mit den Worten : «Nun zu mol mit ine mit den selen und aller glöbigen selen gedenck ein jeglicher mensch sins vatters und sinere muttern selen, unssers vatters und unser mutter selen, und besunder der regierer des wercks unser lieben frouwen, zunast (zunächst) sprich ein ieglicher mensch ein Pater noster und ein Ave Maria. . .»

Dieses Schenkungsbuch ist eine reichfliessende Quelle für die Kulturgeschichte des mittelalterlichen Strassburgs. Zunächst für die Familien- und Geschlechtergeschichte. Alle Adels- und Patrizierge-schlechter der Stadt sind darin vertreten, aber auch Angehörige anderer elsässischer Ritter- und Adelsfamilien. Zu bedauern ist nur, dass die ge-nauen Zeitangaben fehlen, erst für das 15. Jahr-hundert sind diese häufiger angegeben. Dass die Reichen und Vornehmen der Stadt mit besonders reichlichen Spenden für das Münster vertreten sind, ehrt sie und zeigt, welches Interesse sie an dem gewaltigen Bau nahmen, der den Ruhm ihrer Vaterstadt in der ganzen Welt verbreitete. Mit ihnen wetteifern im Schenken alle anderen Bevöl-kerungsklassen : Kaufherren, Handwerker, hohe und niedere Geistliche, Knechte und Mägde, Lehr-linge und Münsterschüler. Aus dem, was sie alle schenken, kann die Kulturgeschichte reichen Ge-winn ziehen.

Die Gegenstände der Schenkungen sind mannig-faltig. Zunächst bares Geld, grössere und kleinere Summen, einmalige Gaben und ewig laufende Rentenbezüge. Dann liegende Güter : Häuser und Hofstätten, Gärten, Aecker, Wiesen und Wälder, Weinberge. Manche Geber schenken ihr ganzes Immobilienvermögen. Allen voran der grosse Ellen-hard, einer der ersten weltlichen Stiftspfleger, be-kannt auch dadurch, dass er 16 Ohmen Wein stiftete, die am St. Adolfsfest, dem Kirchweihfest, (29. August) und an Mariä Geburt den auswärtigen Pilgern, die im Münster übernachteten, ausge-schenkt wurden. Die Immobilienstiftungen waren für das Werden und Wachsen des Münsters am wichtigsten. Ein grosser Unterschied herrscht zwis-chen der mittelalterlichen und der heutigen Bau-weise. Heute baut man von dem aufgebrachtten Kapital, damals von den Zinsen. Diese Zinsen gingen ein von dem geschenkten Immobilienbesitz, der nicht den Schwankungen des Bargeldwertes unterworfen war. Er blieb immer stabil und über-dauerte die Jahrhunderte. Ein mit solchen festen Mitteln errichteter Bau ist ganz unabhängig von momentanen Stockungen ; er schreitet zwar lang-sam vorwärts, aber die Kirchenfabrik ist dafür auch in der Lage, den Bau ständig zu unterhalten. Wenn noch heute das Frauenwerk den Riesenbau instand halten kann mit den Einkünften seiner weit zer-streuten Gütermasse, so verdankt es dies der weit-blickenden Klugheit und dem frommen Sinn der

mittelalterlichen Spender, deren Namen uns das Schenkungsbuch aufbewahrt hat. Mit dem Beginn der lutherischen Religionsneuerung hören die Schenkungen auf.

Allein die stets laufenden Renten des Immobili-ariesbesitzes hätten nicht genügt, den kostspieligen Bau zu vollenden. Zu ihnen kamen die einmaligen kleinen Opfergaben der Gläubigen, die entweder, aber zum weitaus geringeren Teile, aus Geld, oder aus allerlei nützlichen Gegenständen des täglichen Lebens oder aus Lebensmitteln bestanden, die für den Unterhalt der Maurer und Steinmetzen nötig waren. Denn das Werk beköstigte sie selber, es unterhielt einen eigenen Koch und Bäckermeister. So lesen wir in den Einträgen, dass bald ein Fass, bald ein ganzes oder mehrere Fuder Weins ge-schenkt werden. Eine sehr beträchtliche Wein-schenkung machte z. B. Diebolt Sixt im Jahre 1509, er begab zu seinen Lebzeiten das Werk mit zwölf Fuder ; da im Elsass das Fuder 1100 Liter fasste, so kann man die Bedeutung einer solchen Stiftung ermessen. Allerdings verlangt der Schenker dafür auch eine Gegenleistung : jährlich sind am Don-nerstag vor St. Johannes des Täufers Tag für ihn und seine Eltern, seine beiden verstorbenen Ehe-frauen und deren Eltern drei Seelenämter zu lesen. Dieser Diebolt Sixt nennt sich Pfründner des Wer-kes. Solche Pfründner erscheinen oft ; wir ersehen daraus, dass das Frauenwerk alleinstehende Per-sonen, die ihm ihr Hab und Gut vermacht hatten, als Pensionäre aufnahm. Neben Wein werden Kör-nerfrüchte geschenkt. Ein Nikolaus Schmidt von Truchtersheim vermacht dem Werk ein Viertel Weizen mit dem Sack ; eine Frau Duda von Uten-heim 60 Viertel Korn. Auch lebendes Vieh erscheint in den Einträgen. Der Dekan Hugo von Honau stiftet vier Kühe ; der Ritter Wirich von Lützel-burg 100 Schafe ; ein Johannes von Rosheim zwei Ochsen. Alle diese Gaben waren in der Werkküche willkommen. Ebenso Küchengeräte, zinnerne Plat-ten, Kupferkessel, Pfannen, Tischtücher, Hand-tücher. Auch Betten werden geschenkt.

Unter den Gaben des Buches figurieren auch Werkzeuge und Baumaterialien : Wagen, Schau-feln, Sichel. Der Schmied Klaus Welsche aus der Steinstrasse schenkt einen Ambos in die Schmiede ; Hermann von Hagenau einen Zentner Blei, der Rosshändler Lauwelin Mosung zwei Zentner Stahl und 20 eiserne Schienen.

Ausserordentlich gross ist die Zahl der ge-schenkten Pferde, die für das Herbeiführen der Baumaterialien wichtig waren. Von dem Herzog Leopold von Oesterreich wird vermerkt, dass er ein grosses Pferd stiftet. Meistens sind es Adelige und Patrizier, die ein so wertvolles Geschenk dar-bringen. Keiner aber war so freigebig wie Herr Johann Schultheiss Zorn, dessen in warmen Worten gedacht wird : «Obiit (starb) her Johans Schultheiss Zorn selige, ein fromer tüerer Ritter, ein sunder-





C. Jordan

Gottfried von Strassburg und der Bau des Münsters

barer liebhaber unser lieben frowen und ires wercks, der by sinem leben das werck mit vil sinen hengesten und pferden und nach sinem tode ietz- und mit sinem harnasch und einem pferde aber begobet hat. Orate pro eo (betet für ihn)». Unter den Spendern von Pferden befindet sich auch ein Herr des Domkapitels, Hermann von Thierstein (14. Jahrhundert), Erwin von Steinbach, und der bischöfliche Notar und berühmte Buchdrucker Johannes Mentelin.

Mit den Pferden schenkten die Ritter meist ihre Waffen, aber auch gewöhnliche Bürger, die als Mitglieder der Zünfte waffenfähig waren. Sehr oft ist von allen Waffen die Rede, dann wieder von einzelnen Stücken. Johann Lentzelin stiftet eine Wurfmaschine, einen Schild und ein Schwert; Johann Zimmermann eine Beckenhaube und einen Waffenrock; Johann Welescher einen Panzer, Guntram von Epfig ein Pferd mit der ganzen Panzerung; Lentfrid von Landsberg nebst dem Pferd einen Panzer mit Stiefeln. Nikolaus Weldelin, genannt Schilt, «gibt allen sinen harnesch und steche gezü». Diese Waffen wurden zugunsten des Werkes verkauft.

Dass soviele mannigfaltige Gegenstände dem Werke geschenkt wurden, erklärt sich aus dem Mangel an barem Gelde. Dies wird einem so recht offenbar, wenn man die überaus grosse Anzahl der geschenkten Kleidungsstücke feststellt, sowohl von Männern als Frauen: der reinste Katalog der städtischen Kostümgeschichte. Beginnen wir mit dem schönen Geschlecht. Noch ins 13. Jahrhundert reicht die Schenkung der Patrizierdame Anna Blenkelin, die ihr scharlachenes, bunt gefüttertes Gewand stiftet. Heilka, die Frau Ulrichs von Müllenheim, schenkt einen mit Seide gefütterten Mantel (pal-

lium). Anna von Göppingen legiert im Jahre 1501 «ein schwartzen duchen mantell mit einem syden futer». Sehr oft ist die Rede von einer *Schube*, sowohl bei Frauen als Männern, in verschiedenen Farben, schwarz, braun, «rouchfarben» (rostbraun). Dieses Kleidungsstück war ebenfalls ein Mantel, meist bei den reichen Leuten in Gebrauch. Das zeigt der Preis von 18 Gulden, um welchen im Jahre 1475 eine von dem «Kaufherr Jakob von Köln» gestiftete «Schube» verkauft wurde. Der Satiriker Sebastian Brant macht sich lustig über die Träger solcher Kleidungsstücke; im «Narrenschiff» sagt er:

Vil gandt gar stolz in schuben har  
Und werffent den kopf har und dar.

Anfangs des 16. Jahrhunderts schenkt Margareta Hofwartin eine «swartze arriss schub mit wissem vehe», d. h. aus Tuch von der französischen Stadt Arras, das grossen Ruf genoss, und mit Hermelin garniert. In derselben Zeit stiftet Barbara Zenin von Tübingen «ein swartzen arryss Mantel mit einem syden futer».

Die Strassburger Damen liebten Kleider in leuchtenden Farben. Elisabeth von Lützelstein, die Gemahlin Walthers von Geroldseck, schenkt (im 13. Jahrhundert) «vestem unam variam de serico rubro dictam ein rot siden gerühtet gewant». Im 15. Jahrhundert treffen wir Else, die Frau des Schneidermeisters Klaus in der Münsterergasse, mit einem grünen Rock. Viel Pelzwerk wird von den Frauen dargebracht. Noch im 13. Jahrhundert spendet Ellina Sinerwerin «pellicium suum dictum eine kursene»; dafür ist auch der Name «kursatum» gebraucht. Es war ein Pelzoberrock, der mit Seide oder Wollstoff überzogen war und einen ziemlich weiten Ueberwurf gegen die Winterkälte bildete.





Ein wichtiges Toilettenstück war der Schleier, «sleher», der uns oft begegnet. Reichere Damen legten dafür nicht wenig Geld an. Hans Jörger und seine Frau Ursel (15. Jahrhundert) «hant geben an den buwe U. L. Fr. ein sleher der do also gut ist als VI gulden». Eine besondere Form des Schleiers war der «sturtz», meist Trauerschleier; wir finden ihn im Schenkungsbuch oft erwähnt. Als Kopfbedeckung erscheint der «schappel», der oft mit Perlen geziert ist: «ein berleht schappel». Arme, die nicht viel Staat machen können, schenken Unterröcke, wie die Dienstmagd Magdalena, die «ein roten Unterrock» darbringt.

Weniger mannigfaltig sind die Kleiderspenden des männlichen Geschlechts. Greifen wir einige Proben heraus. Der Magister Johann Weschenberg, Leiter der Domschule (rector puerorum scole maioris ecclesiae) vermachte der Münsterfabrik (15. Jahrhundert) «unam tunicam subductam vulgariter ein wambenfüter», worunter wohl ein gefütterter Leibrock zu verstehen ist. Die Ritter hatten seidene Staatsröcke, wie der im Jahre 1457 im Rhein ertrunkene Herr Burkard von Mülnheim, der eine schwarze Tunika aus Damastseide legierte, im Wert von 30 Gulden. Der Ritter Johannes Mark (15. Jahrhundert) «hett geben einen grünen siden mantel gefüttert mit vegh». Aus derselben Zeit stammt der interessante Eintrag: «Juncker Conrat von Bersse (Börsch) hett geben ein swartzen rock mti ein leoparden futer, Hans Morgenrot ein smit ein roten Rock». Anno 1498 vermachte der kaiserliche Fiskal Heinrich Martini von Bretheim «bonam thunicam de Schameloth subductam leopardi, vulgariter ein leparthenfüter», d. i. einen Rock aus Kamelhaar. Solche exotische Stoffe und Leopardenzelze waren damals von besonderem Werte. 1505

stiftet der Münstersteinmetz Lorenz von Vendenheim «ein rouchfarbe Husek mit swartzem Mesch gefüttert». Die hier erwähnte «husek» war ein weiter blusenartiger Mantel, mit weiten Aermeln, der an den Seiten aufgeschlitzt war, Mesch ist feines Ziegenleder. Der «taphardus blaus cum vario foderatum», den z. B. Hermann Ritter (15. Jahrhundert) stiftet, ist ein kurzer, weiter Mantel mit breiten Aermeln, unter dem Wort «Daphart» gehend. Im Anfang des 16. Jahrhunderts schenkt der Altstettmeister und Pfleger des Werks Junker Jörg Verez «ein arriss Rock mit schwarzem moesch gefüttert, ist geschetzt für 20 rin (rheinische) Gulden». Wie sich der gewöhnliche Mann kleidet, erhellt aus dem Eintrag des Zimmerknechts Thoman von Donauwörth; er schenkt «ein goldfarben rock und ein rot und wyss par geteilt hosen und wammess»; gegen Ende des 15. Jahrhunderts herrschte nämlich die Mode der zweifarbigigen Beinkleider, jeder Schenkel hat eine andere Farbe. Der Erlös aus diesen Gewändern und Kleidungsstücken floss in die Werkkasse.

Für diese waren von besonderem Wert die zahllosen Schmuckgegenstände, die von den Frauen gestiftet wurden. Zu diesen gehören Gürtel, die im Leben der mittelalterlichen Dame eine wichtige Rolle spielten. Wir begegnen den verschiedensten Arten: «ein kleinen syden gürtell», «ein swartzen sammeten schlossgürtel mit zweien schlempen und drei sternn sylber und vergüldt», «ein syden gürtel mit sylbren verguldeten schlempen, rincken und spangen». Neben den Stoffgürteln figurieren solche aus Edelmetall: «ein gülden gürtel valore 8 florenos» (8 Gulden), «ein silbern überguldeten gürtel». Schmalere aus Samt oder Seide bestehende bandartige Gürtel heissen börtlin, pörtlin: «ein swartz sammaten pörtlin mit einem silbrin vergülten schlempen», «ein rot syden pörtlin mit sylbren vergülten schlempen (Verschluss, Schnalle), rincken und 5 spangen».

Manchmal begegnet uns «ein berlehter zaum», es handelt sich hier um wertvolle Einsäumungen der Gewänder.

Uebersaus zahlreich sind die geschenkten Ringe, goldene, silberne und silbervergoldete. Oft sind sie mit Edelsteinen besetzt: «ein gulden ring mit einem rubin, hat mitten ein gulden rösslin (Röselin) in dem rubin»; «ein gulden ring mit einem saphir, geacht für 12 Gulden»; «ein sylbren vergültes ringlein mit vier steinlin», «ein gülden ring mit einem türkis und einem rubin»; einmal ist auch ein Diamantring erwähnt, ferner ein «gefasster Blutstein».

Zu den Schmuckgegenständen gehören auch Rosenkränze, «Paternoster», die überaus häufig vertreten sind. Sie sind aus wertvollem Material gefertigt, aus Korallen, (daher jetzt noch die Bezeichnung «Kralle» für die Rosenkranzperle), aus Achatstein, Chalzedon. Sie sind vielfach mit Anhängseln



versehen, mit silbernen Kreuzen, Herzen, Agnus Dei. Silberne, und vergoldete Agnus Dei werden auch einzeln geschenkt; es sind silberne Nachbildungen der von den Päpsten geweihten ovalen Wachstäfelchen mit dem Bilde des Lammes Gottes. Auch diese rein religiösen Objekte dienten vielfach der weiblichen Eitelkeit, was der Prediger Geiler scharf tadelte: «Die hübschen Frauen haben etwa Agnus Dei an dem Paternoster hängen, da sind Spiegel drin, und wenn du glaubst, sie sehen das Agnus Dei an, so sehen sie in den Spiegel». Kulturgeschichtlich besonders interessant sind die Paternoster mit einem «Bisamapfel» als Anhängsel: «mit eim vergülten bysamapfel und vergülten bollen»; «ein sylberin bysemapfel und 6 vergülte bollen»; zu Anfang des 16. Jahrhunderts schenkt der Werkparlier Christian von Speyer «ein corallen paternoster mit 10 silbernen bollen und ein bysemapfel». Diese Bisamäpfel waren nichts anderes als kleine Behälter für Wohlgerüche, deren die feinen Damen von damals auch in der Kirche nicht entraten konnten. Der bissige Münsterprediger Geiler spottet darüber: «Dise bisemäpfel, die sie an den pater noster tragen, das sie wol schmecken und wenn man gegen inen gat, so thun sie den mantel uff, es gat ein gantzer rauch von in, es bringt auch nutz, es sol das haubt stercken».

Auch silberne Schalen und Becher, silberne oder vergoldete Knöpfe, einmal ein paar mit Silber beschlagene Messer, kostbare Geldbörsen befinden sich unter den Spenden. Der «streng her» Ludwig Böckel schenkt dem Werk «sin ritterlich geselschaft oder halssband».

Bei vielen dieser Schmuckspenden wünschen die Schenkgeber ausdrücklich, dass sie nicht verkauft, sondern als Schmuck und Zierde für das Madonnenbild verwendet werden. Anfang des 16. Jahrhunderts gab die Witwe des Doktors Johann Milfeldt «ein corallen paternoster mit eim bisemapfel, sint zehn ungefasste hertz an, und zwen berlin knöpf und begert, man soll es zu unser frauwen gezierde behalten». Die Jungfer Margred von Hochfelden, die Krämerin in der Predigergasse, gibt einen Topas für die Krone des Marienbildes in der Marienkapelle. Wie noch heute in romanischen Ländern, z. B. Spanien, liebte man es damals, die Madonnenstatuen mit kostbarem Geschmeide zu behängen. Dafür sehr charakteristisch ist der folgende Eintrag aus dem Jahre 1452, den wir ungekürzt in der Originalform hier folgen lassen:

«Johannes Walt, burger zu Strosburg het by sinem leben zu gezierde unser lieben frowen in der Capellen zwei hübsche kleinet gegeben, das eine, einen köstlichen ametisten in golde verfasst, mit einem guldin crützelin mit kleinen robinlin und smaragden umbeleit, das ander kleinet ist ein gülden crützelin mit hundert und nün itel robinlin umbeleit, in dem crützelin vil löbliches heiltums (Reliquien), das derselbe Hans Walt von Jerusa-



Die Sabina-Statue am Strassburger Münster



lem, von sant katherinen (am Sinai) und anderen verren (fernen) seligen stetten und landen gyene siten (jenseits) meres selber geholet und harbracht und in das crützelin geleit het. Mit diesen kleinoten sol man unser frowen bilde in der capellen zu den hochgeziten (Festtagen) zieren, und ouch die kleinott niemen verköffen noch verüssern, by pene (Strafe) zweier hundert güldin Hansen Walt oder sinen erben zu gebende, ob man das verbreche. Hiermitte het sich Hans Walt, Magdalena sine erste hussfrowe und Barbel ietzunt sine hussfrowe, in unser lieben frowen und des werkes bruderschaft geschriben und sol man ir aller, ir kinde und aller irer förderen (Vorfahren) und nachkomen selen an allen Sunnentagen nach gewonheit der capellen und ir jorzit mit vigilien und selmessen allwegen uff den nehsten mentag nach dem heiligen zwölften tage (d. i. Epiphania) zu ewigen geziten in der capellen geben.»

Klara von Wick, welche im Jahre 1502 dem Werk ein Korallenpaternoster mit 122 Korallen, mit einem silbervergoldeten Bisamapfel und zwei silbervergoldeten Knöpfen schenkt, bedingt ausdrücklich, dass der Gegenstand «zu gezierd unserer lieben frowen» diene «und nit witter zu brüchen zu keiner hoffart». Im 15. Jahrhundert vermacht Frau Clara, Ehefrau des Magisters Hermann Ritter, dem Werk ihren goldenen Ehering mit einem kostbaren Saphir, damit er an hohen Festen das Marienbild in der Kapelle schmücke; er darf nie verkauft werden. Die Jungfrau Kathrine Mieg stiftet für denselben Zweck einen goldenen Ring mit einem Rubin. Sibylla Lewin schenkt «ein wyssen lynen mantel mit gelwen syden esten und gulden listen zu gezierden U. L. Frowen Bild».

Sehr zahlreich sind Schenkungen kirchlicher Ornamente und liturgischer Gefässe: Kelche, Messgewänder, Stolen, Stickereien, Chorhemden,

liturgischer Bücher. Eine Familie vermacht die für damals beträchtliche Summe von 50 Goldgulden, um das Gewölbe der Marienkapelle zu vergolden (15. Jahrhundert). Hans Zengel der Junge schenkt ein Kleid «zu dem gemeltz (Malerei) der capellen unsser lieben frowen». Im 14. Jahrhundert stiftet eine Nonne des Katharinenklosters ein Gemälde, das die Geburt Christi darstellt. Elisabeth Loewin, Ehefrau des Herrn Jakob Duntzenheim gibt «ein rein wysses röklin mit gulden lystem dem Jesusknäblin». Ein Eintrag des Jahres 1510 verdient besonders hervorgehoben zu werden: der berühmte Maler Hans Baldung und seine Frau Margarete «hant dem Werk U. L. Frowen geben ein schwartz schamelotten karsuckel (casula, Messgewand) und domit sich beide verbrüderet in U. L. Fr. Bruderschaft».

Wichtiger noch sind die den Geschichtsschreibern des Münsters schon lange bekannten Schenkungen des traurigen Marienbildes und des traurigen Chirstusbildes. Das erstgenannte wurde gestiftet im Jahre 1404 von dem Parlier Konrad Frankensburger und gab Anlass zu der Legende «Der Junker von Prag». Es ist noch heute erhalten auf dem Marienaltar der Katharinenkapelle. 1523 entfernt, gelangte es in das Margaretenkloster und soll, wie R. Forrer nachweisen wollte, im Jahre 1803 wieder ins Münster zurückgebracht. Das traurige Christusbild wurde 1410 von dem Küfer Vetterhans geschenkt und hinter dem Hauptportal aufgestellt, wo es grosse Verehrung genoss. Es wurde im Jahre 1525 beseitigt und ist spurlos verschwunden.

Es wäre zu wünschen, dass das Schenkungsbuch im Druck veröffentlicht würde. Die Aufgabe wäre schwierig, aber lohnend und würde eine überaus wertvolle Ergänzung der bisher gedruckten Geschichtsquellen der Stadt Strassburg sein.

---

## Andenken an die Konfirmation

Liebes Kind, gewöhne dich mässig zu seyn, so wirst du Gesundheit geniessen; klug zu seyn, und das Glück wird dir allenthalben folgen. Vergiss nicht, gerecht und billig zu seyn, so wirst du in der Welt hochgeachtet, und dein Herz wird dir nie Vorwürfe machen. Verschaffe dir eine tugendhafte Seele, so wird dein Leben nützlich; Religion, so wird dein Tod glücklich seyn.

Rathsamhausen, 1835.



# Rheinau und der Duc d'Enghien

Von Eugène Karleskind

Zahlreich sind die Bücher und Zeitschriftenartikel, welche das Leben des Herzogs von Enghien schildern. Namhafte Schriftsteller und Geschichtsforscher haben den Stoff behandelt: Die Verhaftung und den Tod des Duc d'Enghien. Vor drei Jahren hat der Baron André de Maricourt die Bibliothek um ein weiteres Werk mit dem Titel bereichert: «La mort du Duc d'Enghien».

Es erübrigt sich daher, hier die ganze Geschichte des unglücklichen Prinzen von Condé zu wiederholen. Aber trotz aller Abhandlungen bekommen wir kein klares Bild von der Reise des Herzogs von Ettenheim nach Strassburg. Wir lesen in einem sehr gut dokumentierten Aufsatz in «Einst und Jetzt» (Neueste Nachrichten 1929, Nr. 3): «Von Ettenheim wurden die Verhafteten zunächst nach Kappel und von da mit Schiffen unter Leitung der Pontonniers bis Plobsheim geführt». Wir werden sehen, was uns der Duc d'Enghien-Pfosten in Rheinau darüber zu erzählen weiss.

Nach der Auflösung der Armée de Condé im Jahre 1801, zog sich der Herzog von Enghien in das Amt des Kardinals de Rohan nach Ettenheim zurück. Es wurde damals die Nachricht verbreitet, er bilde eine Legion von französischen Deserteuren, und im Offenburger Emigrantenzirkel hegte man die stille Hoffnung auf einen Aufruhr im Elsass zugunsten des Königtums. Wirklich fehlte es nicht an königstreuen Leuten im linksrheinischen Riede. Als Ende September 1801 der Herzog nach Ettenheim kam, war der Notar Roesch Simon Thadäus Maire von Rheinau. Roesch, der aus Benfeld stammte, trat 1790 als erster Commis in das Notariat des Amtsschreibers Depinay François Xavier in Benfeld ein. Nach dem Tode des Notars Scheck Antoine in Rheinau am 8. Frimaire des Jahres IV (1796), wurde Roesch von der Municipalité Centrale du Canton de Benfeld (14. Frimaire) zu seinem Nachfolger bestimmt. Im folgenden Jahre wird von Mehler zum Nationalagenten in Rheinau ernannt. In seiner Eigenschaft als «agent national» und Bataillonschef der Gardes Nationales musste er den Schwur des Hasses gegen das Königtum und die Anarchie mitunterschreiben. An diesem Tage, dem 16. Pluviose des Jahres V, versammelten sich vor dem Gemeindehaus in Rheinau alle Offiziere und Soldaten der 3. Demie-Brigade d'Infanterie de Ligne unter Führung des Kommandanten Folser und des Brigadeführers Martillière, sowie alle öffentlichen Beamten und Besoldeten der Republik. Nachdem sie die Eidesformel

«Je jure une haine éternelle à la Royauté et à l'anarchie et un attachement inviolable à la République et à sa constitution de l'An trois», unter-

zeichnet hatten, fiel die Truppe einstimmig in den Jubelruf «Vive la République, le Directoire et le Corps législatif» ein.

Da sich nun Roesch für das eine oder andere Amt entscheiden musste, zog er das eines Amtsschreibers der Stadt Rheinau vor. Am 7. Messidor des Jahres VIII wurde er von Cunier zum Maire von Rheinau ernannt.

Roesch war der richtige Mann am Ruder. Mit der Treue zum Königtum verband er die Treue zur Kirche. Im Jahre VI (5. Frimaire) wurde er angeklagt «comme favorisant la rentrée des prêtres rebelles sur le territoire de la République et comme correspondant l'esprit public par une correspondance étendue et contrerévolutionnaire». Wie die Untersuchung verlaufen ist, wissen wir nicht; doch wird sein Freund Mehler, welcher sie leitete, kaum ungünstig über ihn berichtet haben. Bald darauf wurden die Nachrichten offiziell: «Les émigrés et prêtres réfractaires trouvent toute la facilité possible de passer et repasser le Rhin du côté de Rhinau, surtout au moulin dont les propriétaires de concert avec les brigades de garde de Douanes composées en partie d'habitants d'Obernai et de Molsheim sont absolument vendus aux intérêts de ces ennemis de la République». Die einsam an der Sundhauser Banngrenze gelegene Rheinauer Mühle (s. Elsassland 1933, 198f.) war eine ausgezeichnete Uebergangsstelle. Der damalige Müller François Ignace Wachenheim, wie auch der Receveur de Douanes Jean Baptiste Sabourin de Nanton, entstammten tiefchristlichen Familien. Der Gendarmeriehauptmann Muiron wurde als Kommissar in die Gegend beordnet, um die Emigranten und Priester zu verhaften und über die «conduite contre-révolutionnaire imputée au meunier» zu berichten. Am 6. Thermidore des Jahres VI erging an den Lieutenant Blancheville in Rheinau der strenge Befehl, alle Passanten, besonders auch den Priester «Hirschell» (François Benoît Hürstel aus Neunkirch), in der Rheinauer Mühle zu verhaften, welche Pässe sie auch haben mögen. Die Faschinschiffer und Förster sollen von einem seiner Grenadiere begleitet sein, und alle Bauern, die Vieh oder Früchte auf der badischen Seite holen, müssen einen Schein des Nationalagenten vorzeigen.

Der Sturm der Kirchenverfolgung hatte sich bereits gelegt, als Roesch Maire von Rheinau wurde. Die Revolution hatte einen grossen Heerführer, auf den die ganze Welt blickte, geboren. In der Phantasie der badischen Bevölkerung lebte Napoleon als Schreckensgespenst. Froelich François Ignace, der Vertrauensmann des Duc d'Enghien und des Herzogs Roger de Damas, erzählt in seinem Tage-





Phot. A. Imbs

Wachthaus in Rheinau

büch, dass die Bauern von Waldulm (Renchen) den Ersten Konsul auf einem Geisbock sitzen sahen und dass von der Ortsbehörde unter grossem Zeremoniell der Baum, worunter er gesehen wurde, abgehauen und verbrannt werden musste. Der Duc von Enghien verkannte gänzlich den Lauf der Weltgeschichte. Unversöhnlich war sein Hass gegen das Frankreich der Revolution und des Konsulats. In dem abgelegenen Winkel von Ettenheim versuchte er im Februar 1803, französische Soldaten im Elsass einzustellen. Aus einem seiner Briefe erkennen wir seine ganze Lebensweise: «Le grand veneur (Baron Schilling) occupe l'ancienne résidence du cardinal et a une femme jeune encore, bien de figure, et ce qui est mieux, qui aime le plaisir. Ce qui nous a procuré l'agrément de quelques bals et piqueniques pendant ce carnaval, mais si la femme nous fait danser, le mari nous fait chasser.» Schnepfentreiben und Bekassinenschüssen in den Ried- und Rheinwäldungen waren sein Zeitvertreib. Auch von einer Wolfsjagd erzählt er uns in einem seiner Briefe.

Oeffters reiste der Herzog heimlicherweise über die Grenze. Mehr wie einmal brachte ihn der Chef der Schiffleute Paul Oberlé in Rheinau an das elsässische Rheinufer, um von hier aus zu seiner Braut Charlotte de Rohan nach Westhausen zu fahren. Ueberall traf er alte Krieger, die in königlichen Diensten gestanden oder aus der aufgelösten Condé-Armee entlassen worden waren. Denken wir nur an die Familien Saint-Julien und Kegelan (Rheinau), an die Rapp und Leflo de Kerlean (Boofzheim), an die Krempp (Friesenheim), an die Bancalis de Pruyne (Gerstheim) u. a. m. In dem

Hause des Herzogs in Ettenheim wohnte der Bruder des Maires Roesch von Rheinau mit dem Baron von Ichtratzheim zusammen. Immer und immer wieder werden in der Geschichtsschreibung diese beiden Brüder miteinander verwechselt. Nirgends begegnen wir ihren Vornamen. Sogar ihre Unterschriften kann man leicht verwechseln. Ueber die Rolle, welche diese beiden Brüder bei der Verhaftung des Herzogs von Enghien spielten, berichtet Eickhoff in seiner «Geschichte des Kreises Erstein» folgendes: «Am 14. März 1804, abends 9 Uhr, rückten 300 Dragoner, 15 Pioniere und 3 Brigaden Gendarmen in Rheinau ein. Der Maire Roesch, der dem Prinzen bekannt geworden war, befürchtete das Schlimmste für ihn und sandte ihm noch in der Nacht seinen Bruder, um ihn, jedoch vergebens, zur Flucht zu bestimmen usw. — Roesch, seines Amtes enthoben, wurde 1818 zum zweitenmale Bürgermeister von Rheinau und 1821 Unterpräfekt von Schlettstadt. Sein Bruder rückte bis zur Stelle eines Kommandanten

der Gendarmerie.» Das ist nicht ganz richtig. Roesch Simon Thadäus war nur bis 1806 Maire in Rheinau, wo er durch Jean Fröly ersetzt wurde. Er ist im Jahre 1814 bereits Sous-préfet de l'arrondissement de Schlestadt, zieht sich aber nach einigen Jahren auf sein Besitztum in Hilsenheim zurück, um ganz aus dem politischen Leben auszuschneiden. Er war mit Marie Ursule Gilliot, Tochter des Friedensrichters von Benfeld Gilliot François Joseph, verheiratet.

Sein Bruder Roesch François Antoine wurde am 4. 3. 1818 zum Maire von Rheinau, an Stelle seines Schwagers, des Notars Gilliot François Xavier, ernannt. In einem alten Register im Gemeindearchiv Rheinau lesen wir unter dem 7. 4. 1821 nachfolgende Erklärung: «Roesch François Antoine, chevalier de St. Louis, chef d'Escadron, capitaine commandant la gendarmerie, et Maire de Rhinau, lequel a dit qu'étant appelé pour le service du Roi, a quitté cette ville, déclare vouloir conserver son domicile politique à Rhinau.»

An seine Stelle als Maire tritt Laurent Gilliard, chevalier de St. Louis et de la Légion d'Honneur. Roesch François Antoine begleitete als colonel 1830 die königliche Familie nach Cherbourg und tritt dann mit seinem Sohne in die österreichische Armee ein. 1840 wohnt er wieder in Rheinau als «commandant en retraite», wo er das Grundstück «Rheingarten» besitzt.

Nachdem wir Zeit und Personen geschildert haben, kommen wir nun zu dem denkwürdigen Tag der Ueberführung des Duc d'Enghien von Ettenheim nach Strassburg. Im Jahre 1804 zeigte der Rhein ein ganz anderes Bild wie heute. Bei Rheinau



floss der Talweg («Grand Rhin») dicht am elsässischen Ufer vorbei, um dann gegen Wittenweier auf die badische Seite zu stossen. Man musste wirklich ein kleines Polyne-sien umsegeln, um von einem Rheinufer an das andere zu gelangen. Wir kennen die genaue Stelle der Rheinüberfahrt des Herzogs nicht, doch dürfte er wohl die Richtung des Rheinauer Fahr-schiffs eingeschlagen haben. Von Kappel ging die Reise über die Eltzbrücke und den Rheinarm der Insel «Steinköpfel» bis zum eigentlichen Rheinufer. Zwischen den Sandbänken «Halbmond» und «Unter-Mittel-Stein», weiter zwischen den bewal-deten Inselgruppen «Fahrkopf» (rechts) und «Atzelköpfel» (links) hin-durch, landete man am elsässischen Ufer (Krae-mergaessel). Diese Strecke war die kürzeste. Sie mass in gerader Rich-tung vom «Fahrkopf» auf den Kappeler Kirchthum 346 Perches, das sind rund 2 $\frac{1}{2}$  km.

Der Herzog fuhr nicht, wie eingangs erwähnt, auf dem Schiff von Kappel nach Plobsheim, sondern ging zu Fuss über Rhein-au nach Boofzheim, wo er frühstückte und vom Pfarrer Johannes Carolus Gerold huldvoll begrüsst wurde. Dies wird von Augenzeugen und von der verbürgten Ueberlieferung bestätigt: «Le Duc fit la route à pied de Rhin au à Boofzheim; s'arrêta dans ce village pour déjeuner» (Sabourin de Nan-ton). Auf einer Break fuhr der Herzog von hier über Gerstheim-Plobsheim nach Strassburg. Jacques de la Faye verwechselt das Dorf Boofzheim — er schreibt übrigens Pfosheim — mit Plobsheim; an-dere Schriftsteller, darunter solche, die der ehe-maligen Armée de Condé angehört hatten, erinner-ten sich nur noch unbestimmt der örtlichen Ver-hältnisse. Die Rheinauer Bauern erzählen sich

de Comblain le 25 Juillet 1802.

A 7 heures du soir.

Votre commissionaire arrive a l'instant, mon cher, je suis desolé de votre accident, et de être obligé de remonuer au plaisir de vous avoir avec moi pendant la route. Soigné vous quelques jours s'il le faut mais faite moi le plaisir de ramener mon cheval a ettenbeim avec vous. il vous sera toujours utile pour achever les journées qui vous paraitront trop longues. mille choses au Baron de Dalbay recommande lui de vous faire dire s'il apprend quelque chose de la terre, soit qu'il se présente des acquereurs, soit que le prix fut diminué et rendre compte a la M<sup>re</sup> Charlotte. avotre arrivée de tout ce que vous avez fait premier garde au cardinal, tout cela se passe a son insce, ainsi voyez la Primèsse au jardin, ou a la promenade mais ne parlez du reste a personne autre de votre voyage ni du sujet. quant a elle vous lui rendre compte de tout

Le souper est sur la table, adieu mon cher je suis bien fâché de la cause qui vous empêche de venir avec nous ménagé votre santé.

Le porteur est chargé de remettre votre lettre

Facsimile eines Briefes des Duc d'Enghien vom 25. Juli 1802

heute noch, dass der Herzog auf die Wacht geführt und an den Eckpfeiler des Wachtlokals gefesselt worden war. Zwar berichten die Geschichtsquellen diesen Umstand nicht, doch ist anzunehmen, dass auf dem Wachtposten von Rheinau die Papiere der Verhafteten einer genaueren Prüfung unterzogen wurden.

Nachdenklich steht der Wanderer vor dem Duc d'Enghien-Pfosten, diesem stummen Zeugen einer bewegten Zeit. 130 Jahre sind seit dem erschütternden geschichtlichen Ereignis verflossen. Poilus sitzen heute vor dem Wachtlokal in Rheinau, und unwillkürlich schweifen unsere Gedanken von der Vergangenheit in die Zukunft.



# Ein Taufbrief

Von A. Beyler

Einem alten elsässischen Brauche folgend, gaben früher Pate und Patin ihrem Taufkind einen Taufbrief als Andenken. Gleichzeitig sollte er durch seine frommen Sprüche dem jungen Erdenbürger einige Wünsche und Richtlinien mit auf seinen Lebensweg geben.

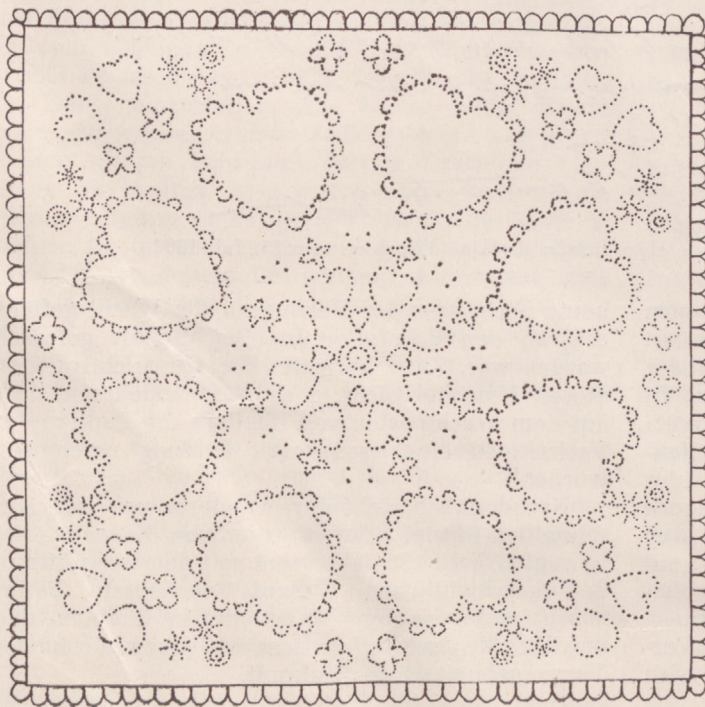
Schon im 17. Jahrhundert war diese Sitte im Elsass üblich. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts kam dann der Brauch auf, diese Taufbriefe, die auch Götterbriefe genannt werden, anmutig und fröhlich mit bunten Verzierungen zu schmücken. Reizvolle Dorfkunst und treuherzige Volkspoesie kommt da zum Ausdruck.

Vor mir liegt ein solcher Pfetterbrief aus dem Jahre 1826. Das Ganze ist ein weisses Papier in Quadratform von etwa 40 cm Länge. In der Mitte erblicken wir vier Herzpaare und vier kleinere Herzchen. Der leere Raum ist mit Punkten, Kreuzchen und Kreisen ausgefüllt. Um den Kreis gruppieren sich acht grosse Herzen mit Sprüchen. In den vier Ecken liegen je zwei Herzchen. Kreuzchen, Sternlein und kleine Kreise, lose hingestreut,

zieren die Lücken. Das Ganze ist mit einem schwarzen Strich und gekerbtem Rand eingerahmt.

Alles an diesem Brief ist Handarbeit. Jede Linie der Herzen, Kreuzchen und des Beiwerks wurde mit der Nadel gestochen. Rote, gelbe und blaue Farbe erhöhen die Wirkung. So sind die inneren Herzchen abwechselnd rot und gelb eingefasst, die Kreuzchen gelb, rot oder blau gefüllt, die Herzchen in den Ecken von gelben und roten Punkten eingefasst. Sonstige Punkte hat man teilweise rot umrandet. In jedem grossen Herz steht ein Spruch geschrieben. Oben links: Name, geboren den . . . . Dein Pfetter, Unterschrift. Oben rechts: Getauft den . . . . in der Kirche zu . . . . Die sechs folgenden Sprüche lauten:

1. Liebes Kind, sey dugendreich dem holden Kindlein Jesu gleich, zu wachsen auf dem Tugendpfad an Alter und an Gnad.
2. Gib mir ein frommes Herz, wenn man mich will verführen, ach so lass dein Geist in mein Herz kräftig viehren.  
Gib dass ich nimmerdar Auf Erden bös Exempel seh.
3. Gib mir ein frommes Herz, so kann ich selig sterben und als ein Gotteskind das Himmelreich erwerben.  
Wird ja einst die Frömmigkeit gekrönt, die auf der Erde nur von Bösen wird verhöhnt.
4. Christus spricht:  
Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht;  
denn solchen ist das Reich Gottes.
5. Gib immer Treu und Redlichkeit bis an dein kühles Grab, und weiche keinen Finger breit von Gottes Wegen ab.
6. Dein Lebenlang habe Gott vor Augen und im Herzen, auf dass du keinen Sünd willigest und thuest wider Gottes Gebot.



Taufbrief vom Jahre 1826



# Eine Polizeiverordnung für das Breuschtal vom Jahre 1512

Mitgeteilt von Joseph Wimmer

«Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden Bischof zu Strassburg und Landgraf vom Elsass, entbieten allen unseren Schultheissen, Heimburgern, Amtleuten, Gerichten und ganzen Gemeinden, Hinterassen, Untertanen, Einwohnern und Verwandten unserer Stift Dörfer, Flecken und Obrigkeiten des Breuschtals unser Gnad und Gruss.»

Mit diesen Worten beginnt die «Ordnung des Preuschthals», die Wilhelm III. von Honstein, von 1506—1541 Bischof von Strassburg, im Jahre 1512 erliess und 1532 wiederholte, um dadurch «den Gottesdienst, die Gerechtigkeit, gemeinen Nutzen und gut Regiment zu fördern, zu pflanzen und zu behalten allenthalben in unseren Städten, Dörfern und Obrigkeiten des Breuschtals».

Welches diese Städte und Dörfer waren, erfahren wir aus einem Vertrag, den derselbe geistliche Fürst am Freitag Philippi und Jakobi (1. Mai) 1517 mit dem St. Thomasstift zu Strassburg abschloss und worin er diesem Burg und Stadt Schirmeck verpfändete «mit samt dem Breuschtal von oben an bis nieden aus bis an die Scheidung der Bänne zu Mutzig und Hermoltzheim mit allen ihren Zugehörungen, auch den nachgeschriebenen Dörfern:

Grendelbruch, Berenbach, Rotach, Oberruss, Russ, Muckenbach, Steinbach, Miltbach, Schwartzbach, Wych, Stoppach, Schonenbruch, Sundebruch, Ober- und Niederwackenbach, Oberherbesbach (Hersbach), Ober- und Niederhaslach, Still, Dingesheim (Dinsheim), Urmatt, Waltersbach, Lützelhusen, Ueberechlingen und unseren Teil an Heiligenberg.

Es sind das die Ortschaften, die das Amt Schirmeck bildeten, das später zeitweilig auch Amt Mutzig genannt wurde. Davon sind seither verschwunden: Stoppach oder Störbach, das oberhalb Schirmeck am linken Ufer der Breusch lag, Schonenbruch oder Schönenbruch (im Wald hinter Wisches, wo es noch einen Schönenbruchbach gibt, der vom Kohlberg kommt), Sundebruch (Lage nicht bekannt), Waltersbach oder Waldhersbach (am Nordabhang des Hahnenbergs, wo noch der Waldkanton Herschbächel an den seit dem XVII. Jahrhundert verschwundenen Ort erinnert), Ueberechlingen oder Oberichelingen (unbekannt), Rotach; auch Rotahe genannt, war nicht das heutige Rothau, sondern eine Niederlassung in der Nähe des späteren Natzwiller, wo auch Miltbach zu suchen ist, ebenfalls ein abgegangener Ort, der nicht zu verwechseln ist mit Mühlbach, das damals mit der Herrschaft Girbaden an die Herren von Rathsamhausen zum Stein verleht war.

Nach dieser Einleitung wollen wir versuchen, den verehrten Leser mit dem Inhalt der Breuschtalordnung bekannt zu machen. Sie umfasst sechzig Artikel, die sich auf die verschiedensten Gebiete des menschlichen Daseins beziehen und darum einen Einblick gewähren in das häusliche und das öffentliche Leben unserer Vorfahren zu Beginn des XVI. Jahrhunderts.

Der erste Artikel erhebt sich gegen «Gottelästerung, Fluchen und Schwören», deren sich, «wie mir berichtet, etliche Einwohner gemelts Tals in leichtfertiger Weise» schuldig machen. «Wir wollen, dass sie hinfüro gerügt und gestraft werden am Leib oder Gut, nach Grösse und Schwere derselben Fluch, Schwur und Gottelästerung».

«Item es sollen alle die gerügt werden, so an gebotenen Feiertagen unter der Messen und Predigten ausserhalb der Kirchen auf den Kirchhöfen, Brücken, im Wirtshause oder sonst stehen und schwatzen. Davon jeder soll bessern der Kirchen oder dem Bau ein Schilling Pfennig.» «Benige», d. h. solche, die mit dem Kirchenbann belegt sind, dürfen aber nur der Predigt beiwohnen. Kein Wirt darf während des Gottesdienstes einem Einheimischen etwas verabfolgen; auch darf in derselben Zeit nichts feilgeboten werden, es seien denn Lebensmittel. Ein besonderer Artikel befasst sich mit dem «Kirchengebäu». Er sagt: «Item als bisher die Kirchen im Tale durch Fahrlässigkeit der Heiligenpfleger abgangen sind, wollen wir und ordnen, dass hinfüro dieselben Pfleger jederzeit unserem Amtmann ihre Einnahmen- und Ausgaben-Jahresrechnung tun (ablegen) sollen.»<sup>1)</sup>

Eine genaue Regelung erfährt in der Verordnung die Wirtshauspolizei. Niemand darf eine Wirtschaft anfangen, er wolle denn dieselbe das ganze Jahr betreiben. Eine Ausnahme ist nur zulässig für solche, die «ihres eigenen Gewächses Wein verschenken». Doch dürfen auch sie, wie die berufsmässigen Wirte, keinen Wein ausschicken, ehe er durch einen Schultheissen oder Heimburger und einen Geschworenen des Orts geprüft worden ist. Diesen hat der Verkäufer unter Eid

<sup>1)</sup> In diesem Punkte scheint die «Breuschtalordnung» den gewünschten Erfolg zunächst nicht gehabt zu haben; denn noch im Jahre 1565 mussten die Grendelbrucher berichten, dass ihre Pfarrkirche «unversehlicher Weise zu Grund gangen und eingefallen war, also dass nicht allein das Stein-, sondern auch das Holzwerk und die Glocken zerschlagen, verderbt und zerbrochen» seien. (Arch. dép. du Bas-Rhin, fonds Saverne, fasc. 43.)



zu erklären, was ihn der Wein «tue» (koste) mit allen Unkosten. «Alsdann soll ihm gegönnt und erlaubt werden, von einem Ohmen zehn Pfennige und nit darüber zu Gewinn zu nehmen. Welcher das verbricht, der bessert ein Pfund Pfennig.» Von dem verkauften Wein hat der Wirt zu jeder Fronfasten das Ungeld (die Verbrauchssteuer) zu bezahlen und zwar «ohne langes Aufziehen» (ohne Verzug).

Um zehn Uhr ist Feiertag. Wird ein Einheimischer nach dieser Zeit noch im Wirtshaus angetroffen, so verfällt er, wie auch der Wirt, einem Frevel (einer Strafe) von fünf Schilling Pfennig. «Als aber jemand den Wirt zwingt, dass er ihm (nach zehn Uhr) essen und trinken geben muss, der bessert fünf Pfund.» Ein besonderes Licht wirft auf die Sitten jener Zeit folgender Artikel: «Item es sollen alle die gerügt werden, die zutrinken oder es einander bringen<sup>2)</sup>, in welchem Weg das geschieht, auch alle die, die da jemand Salz oder anderes in den Wein tun, damit einer unvernünftig werde. Dieselben sollen nach ihrem Verdienst durch unsere Amtleute gestraft werden, und soll ein jeder Wirt solche bei seinem Eid anbringen (anzeigen). Welcher solches nicht anbrächte, der bessert zehn Schilling.» — Wer im Bann ist, der hat die Wirtshäuser zu meiden.

«Item es sollen alle die, so spielen, gerügt werden, mit welcherlei Spielen, gross oder klein, lützel (wenig) oder viel, wer oder wo es sei in Dörfern oder anderswo und zu was Zeiten, davon jeder verbricht (verwirkt) fünf Pfund zu bessern. Doch ist zu ziemlichen (schicklichen) Zeiten zur Kurzweil um einen Pfennig freundlich Spiel in diesem Artikel nit vergriffen» (inbegriffen).

An gebotenen Feiertagen ist das Tanzen während des Gottesdienstes nicht gestattet. «Item es sollen alle die gerügt werden, so die Frauen oder Jungfrauen am Tanz unzüchtiglich herumwerfen oder aufheben. Darum soll ein jeder bessern ein Schilling Pfennig. Und welche Frau oder Jungfrau also mit Willen sich lässt schwenken, herumwerfen oder aufheben, die soll der Kirch bessern auch ein Schilling Pfennig.»

«Item es sollen alle die gerügt werden, die da öffentlich zu der Unne (im Konkubinat) sitzen, auch alle die, so solche Leute hausen oder herbergen, davon jeder bessert und soll verfallen sein dreissig Schilling.»

Mehrere Artikel wenden sich gegen Beleidigungen und Körperverletzungen. Wer einen anderen «mit bösen, freventlichen, ehrverletzlichen Worten schmählicher Weis schildert, er sei ein Dieb, Hur oder dergleichen, soll gerügt wer-

den und bessert zehn Schilling Pfennig.» Wer dem andern Maulstreich gibt, der soll bessern fünf Schilling. Wer das Schwert zuckt (zieht) und flachling (mit flacher Klinge) schlägt, der bessert zehn Schilling. Wird der Gegner, «blutrünstig gemacht», oder empfängt er «Haftwunden» (Haft-Band, Fessel), so beträgt die Strafe dreissig Schilling. Verbleibt dem Geschädigten eine «Lembdenwunde» (Lähmung), so bessert der Täter zu Frevel drei Pfund und bleibt schadenersatzpflichtig. «Item welcher den anderen freventlich geworfen hat, der soll solchen Wurf zwiefach bessern,» d. h. ihm wird die Strafe verdoppelt. «Welcher freventlich nach einem geworfen und den nit getroffen hat, der soll darum bessern dreissig Schilling.» «Meiselwunden (Wunden, die der Wundarzt mit einem Instrument, Meisel genannt, bearbeiten muss) sollen nach Erkenntnis der Parteien und Gestalt des Frevels oder Schadens gebessert werden. Wo Frieden geboten und darüber Frevel begangen worden, sollen die Ungehorsamen am Leib gestraft oder vor Recht (Gericht) gestellt werden.»

Ohne Verwilligung (Genehmigung) des Amtmanns darf kein liegendes Gut an solche verkauft werden, die nicht im Breuschtalamt sesshaft sind. «Item es sollen alle die gerügt werden, die fremden Leuten Häuser leihen oder solche behausen (beherbergen), die uns nit geschworen haben. Item es soll niemand Reysknecht (Kriegsknechte) oder unbekannte Leute herbergen, sondern die einem Wirt zuweisen. Dieser soll dieselbigen auch nit länger behalten denn übernacht, es sei denn, dass der Gast wegen Krankheit nit weichen mocht.» Das Gleiche gilt auch für Bettler.

Es sollen alle Jahr ein Schultheiss oder Heimbürger mit zweien Gerichtsleuten umgeben von Haus zu Haus, solche zu besichtigen, und so eines abgängig befunden würde, dasselbe bei fünf Pfund in Jahresfrist zu bauen gebieten und solches jedesmal einem Amtmann angeben. Item mit Feuer, Lichtern, Schauben (zum Beleuchten aufgestellte, brennende Strohwische) soll an jedem End nach seiner Gebühr zu verhüten geboten werden bei Peen fünf Pfund Pfennig.»

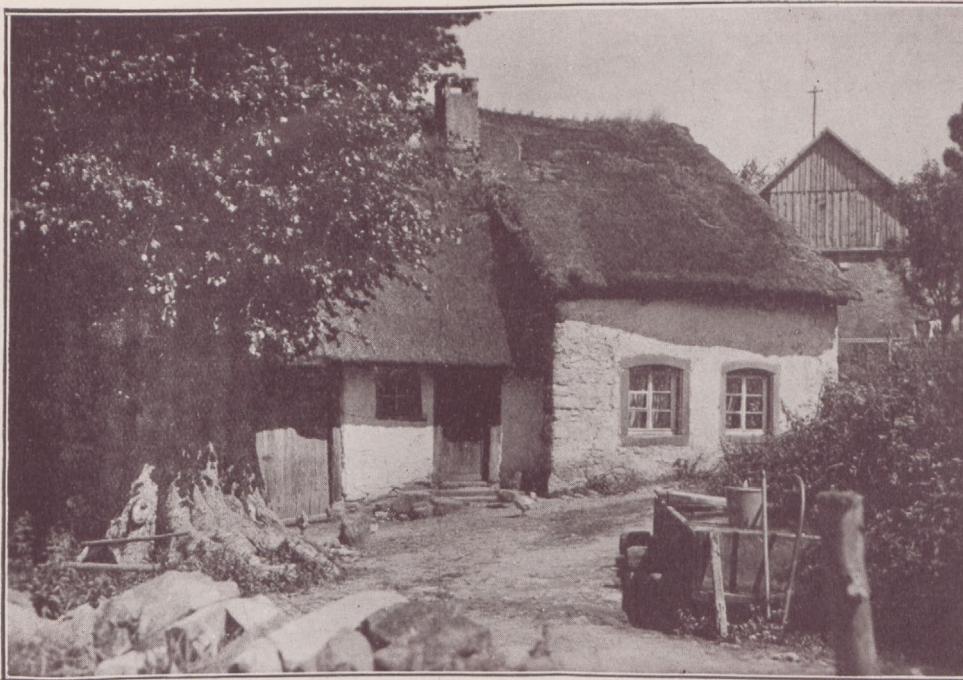
Brot- und Fleischschauer hatten in Bäckereien und Metzgereien ihres Amtes zu walten. «Item es sollen alle und jede Mass und Gewichte, so man im Breuschtal braucht, in unserer Stadt Molsheim jährlich auf eines jeden Selbstkosten gestrichen (geprüft), geeicht, gefegt (geputzt) und allewegen denselben Massen und Gewichten gleichmässig gehalten werden. Welcher sich daran versieht (wer das versäumt), den wollen wir uns nach Gelegenheit der Sach zu strafen vorbehalten haben.»

Verboten war auch der «Fürkauff in Blumen», d. h. das Aufkaufen der Feldfrüchte vor der Ernte. Der diesbezügliche Artikel lautet:

<sup>2)</sup> Vgl. Schillers Tell, II, I:

Ich bring's Euch, Junker. Trinket frisch! Es geht  
Aus einem Becher und aus einem Herzen.





Phot. G. Meyer

Strohdachhaus in Bellefosse

«Item es sollen alle die gerügt werden, die da jemand sein Frucht in Blumen abkaufen, keinerlei ausgenommen, oder darauf geliehen hatten auf Ziel, dass ihnen das Pfand verstanden (verfallen) war.»

Die Verordnung beklagt es, dass das Breuschthal «bisher zu grossem Abgang kommen, die Güter ungebaut gelegen und zu Einöden worden sind, weil die Einwohner lieber dem Wildbret, Fischen, Voglen, Stecken, Reif, Felgen, Latten und anderem Holzhauen nachgegangen» als dem Ackerbau. Keiner darf künftig jenen Beschäftigungen sich hingeben, «er habe denn dasselbe Jahr rechter Zeit zuvor seinen Ackerbau oder Gereut (durch Reuten oder Roden urbar gemachtes Stück Land) zum Acker- oder Rebenbau vollbracht, als hernach steht. Nämlich, welcher ein Pferd hat, dass derselbe einen Acker mit Sommerfrucht und einen Acker mit Winterfrucht; welcher zwei Pferd hat, zwei Acker mit Winterfrucht und zwei Acker mit Sommerfrucht . . . und also für . . . säen und bauen soll. Es soll einer, so also Pferd hat, mit minder bauen, aber mehr mag er wohl bauen.» «Wäre es aber, dass einer kein Acker oder Pferd hätt, der soll ein Gereut oder Rode nach Erkenntnis unseres Amtmanns machen, darin zu seinem Nutzen Reben zu setzen oder Frucht zu säen, damit er seines Leibes Nahrung desterbass (desto besser) gehaben möge und die Felder nit wüst gelegt werden.» «Welcher aber das nit tut und seine Felder, Reben, Aecker oder Matten ungebaut liegen liess und sie nach Erkenntnis unse-

res Amtmanns nit bauen wollt, dieselben Felder, Reben, Aecker oder Matten soll der Amtmann als unseren Grund und Boden zu Handen nehmen und einem anderen als unser Eigentum um einen ziemlichen Zins zu niessen verleihen.» Es sollen allenthalben Almendwege (Feldwege) angelegt werden, damit einer dem anderen über seine Güter zu fahren keine Ursache habe.» Jeder Ortschaft hat die Landstrasse zu unterhalten, soweit sie durch ihren Bann geht.

Brenn- und Bauholz darf im Walde nur gehauen werden mit Wissen und Zulassung des Amtmanns und nicht mehr, als zum eigenen Gebrauch nötig ist. Wer seine Feldarbeiten nach Massgabe der vorstehenden Bestimmungen erledigt hat, darf wohl auf die Jagd gehen; «doch sollen sie kein ander denn beissend, kratzend oder Schwarzwildbret, wie von Alters Herkommen ist, fangen. Welcher sich darüber Weidwerks weiter unternimmt mit Wildbret oder sonst, denselben wollen wir uns und unseren Amtleuten darum zu strafen vorbehalten haben». Von Ostern bis St. Jakobstag dürfen Hunde nicht anders mit in den Wald genommen werden als an einem Strick. In den Fischwassern soll fürderhin «niemand schöpfen (mit einem Netz) und auch kein Grundangel legen, damit die Wasser nit eröst (geleert) werden. Welcher das bricht, der bessert dreissig Schilling».

Ueber das Einziehen der Steuern wird bestimmt: «Es sollen hinfüro allenthalben im Breuschthal die Bethen (Abgaben) im Beiwesen



(Beisein) unseres Amtsmanns und auf einen nämlichen Tag im Jahr dermassen gelegt werden, dass jeder wisse, wieviel ihm zu geben zustand, und dieselben zu vier Malen im Jahr, nämlich das erste Mal zu Ostern und das andere zu St. Jakobstag, das dritt auf St. Michelstag und das viert auf Hilarii (14. Januar) bei ihren geschworenen Eiden zu bezahlen. Welcher sich darin widersetzt, der soll dafür bessern dreissig Schilling, dazu Zwing (Gerichtsbezirk) und Bann meiden und darin nit kommen, so lang und viel, bis er solch sein aufgelegt Beth bezahlt hat, es wäre denn, dass er von uns oder unseren Amtleuten verzilt (bestellt) würde. Es soll auch ein Heimburger jedes Fleckens zu jedem der obengemelten vier Ziele um Bezahlung der Beth ein Glocken klopfen, die Beth empfangen und dem Oberamtman überantworten.»

Zur *Gerichtsordnung* wird u. a. folgendes bestimmt :

«Item es sollen hinfüro allenthalben im Tale die Gericht an gewöhnlichen Gerichtstagen zu früher Tageszeit vor rechter Imbisszeit gehalten werden.»

Wird einer fürgeboten (vorgeladen), so hat er zu erscheinen, «er wäre denn in Leibesnot (Krankheit) oder Herrennot (im Dienste seines Herrn).»

«Es sollen alle Kundschaften (Auskunftspersonen), soviel deren den Parteien zu Recht not sind, zugelassen und gehört werden.»

Eine genaue Regelung erfährt das Recht zu «Appellationen» (Berufungen). Solche gingen vom Schultheiss an den Amtmann und von diesem an das bischöfliche Hofgericht in Zabern.

Der Schultheiss soll keinen Bürger des Tals vor Gericht fordern, «er hab denn zuvor denselben beschickt (rufen lassen), ihm das (wessen er beschuldigt wird) fürgehebt (vorgehalten) und ihm gütlich zugeredet, damit demselben armen Mann Kosten erspart werden».

Der Kläger muss dem Antworter (Beklagten) in sein Recht (Gericht) nachfolgen. Keiner darf

«den anderen mit ausländischen Gerichten fürnehmen» (vorladen).

Item es soll auch keiner den anderen im Breuschtal fronen (pfänden) oder das Seinige verbieten (mit Beschlag legen), er wäre denn flüchtig oder dem Rechten (Gerichte) ungehorsam.

Der letzte Artikel enthält die Formel zum Bürgereid. «Es soll ein jeder, der zu Bürger angenommen wird, einen leiblichen Eid zu Gott und den Heiligen schwören, uns und unserem Stift Strassburg getreu und hold zu sein, unseren Schaden zu warnen und wenden, Frummen (was uns förderlich ist), Nutz und Bestes schaffen und fördern, Geboten und Verboten, auch der Glocken und Sturm zu Zeiten Friedens und Unfriedens gehorsam und gewärtig zu sein, sich dieser Bürgerschaft zu begnügen und dawider kein weiteren Schirm oder Bürgerrecht anzunehmen, er hab denn vorher sein Bürgerrecht vor unserem Amtmann selbst mündlich aufgesagt, auch von dannen nit zu verziehen, bis er denen, so er schuldig ist, gütlich oder rechtlich Genüge getan . . . alles getreulich ohne alle Usszug (Ausflucht), Widerred und Geverd (Hinterlist), als ihm Gott helf und die Heiligen.»

Zum Schlusse heisst es : «Und was Gebrechen (Uebelstände), Frevel oder Misstat in dieser Ordnung nit begriffen wären, die sollen nach Gebrauch, Herkommen und Gewohnheit eines jeden Gerichts oder Wesens (Orts) im Breuschtal gerügt, nach Verdienst und Gestalt der Sachen mit Recht erteilt (entschieden) und inbracht (vollbracht, ausgeführt) werden.»

«Zu Urkund obgeschriebener Ding haben wir unser Insiegel zu End dieser Ordnung drucken lassen, die in zehn Blättern begriffen und geben ist uf Donnerstag nächst nach Allerheiligen Tag Anno 1512.»

<sup>3)</sup> Arch. dép. du Bas-Rhin, G 1162 et fonds Saverne, fasc. 44.

## Kalter Tag

Jetzt scheint der Wald viel höher sich zu recken,  
Als wie die Mauern um die nahe Stadt ;  
Wie gehen Wege aus in weiten Strecken,  
Und Felder ducken sich so breit und glatt.

Breitbeinig sieht man einen Bauern schreiten,  
Wenn er den Krähen gift'ge Körner legt,  
Und wie ein Bündel mit gestohl'nen Scheiten  
Ein armes Weib in Angst nach Hause trägt.

Die Reben hängen wie verdorrte Schlangen  
An Pfählen, die der Schwamm allmählich frisst,  
Und Vögel hocken taub und wie befangen  
Und fliegen selten, eh' es Abend ist.

Der Wind keucht staubig auf den engen Gassen,  
Wie lecke Schiffe taumeln Wolken her ;  
Die Häuser stehn wie steinerne Grimassen,  
Und nur die Kneipen sind jetzt selten leer.

Da wird der kleinste Ruf und Wink schon flüchtig,  
Die laute Stadt gähnt wie ein leeres Zelt ;  
Nur manchmal schreitet einer gross und wichtig,  
Als wär's ein Abenteurer oder Held. —

Henri A. Sandel.



# Das Tal der Lauch

Von Paul Stintzi

«Kennst du das Tal, das schöne Blumental?

Der Lenz erwacht: sieh, Blumen überall! . . .»

Tal der Lauch, — Blumental! Sonnenglanz und Frühlingshimmel kommen uns in den Sinn, hören wir den Namen Blumental. Tage, an denen die letzten Schneefelder blendend weiss vom Hilsenfirst und vom Belchen hinunterleuchten in das blühende Tal, auf die bunten Blumenteppeiche der Wiesen und den Blust der Kirschen und Birnen. An Sommerstunden denkt man, droben an der Schellimatt oder auf Roedelen, irgendwo am schattigen Waldesrand, hingestreckt in blühendes Ginstergold oder in bienenumsummtes Heidekraut, hoch, hoch über dem Jagen des Tieflandes. An Wanderungen durch herbstrostenen Wald, über raschelnden Blättern, die leuchten vom Kupferrot zum Sonnengold, an Fernblicke auf Tal und Höhen bis hinüber zu den Alpenriesen, an einstige Grösse erinnerungsreicher Städtchen und Dörfer.

Gebweiler, St. Leodegars Stadt, liegt an des Tales Eingang, aber auch Sulz zählt sich zu dessen vorgeschobenem Bereich. Die Industrie hat sich ehemals des Städtchens bemächtigt und einen regen Verkehr gebracht, hat aber auch das Ortsbild bedeutend beeinträchtigt. Und man bedauert es doppelt, wenn man in die engen Gassen und Höfe schaut, wenn die Vergangenheit vor den türmchengekrönten, erckergezierten Schlössern derer von Kageneck, der Edlen Waldner und d'Anthès lebendig wird. Oder wenn man in die gotische Kirche tritt, die seit einem halben Jahrtausend das Städtlein beherrscht und die Gräber zahlreicher Adelsfamilien birgt. Denn Sulz hat eine reiche Geschichte, hatte auch einen Historiker, einen Sohn des Städtleins, Auguste Gasser. Der Strassburger Bischof gebot einst hier, und bis ins Rimbacher Tälchen reichte des aufblühenden Dorfes Bann. Manches Kloster war hier begütert, burgundischer Einfluss machte sich durch das Thierenbacher Priorat und einen Hof der Abtei Lieu-Croissant geltend, und die Johanniter besaßen in Sulz ihre Komturei. Städtlein wurde es wohl im 13. Jahrhundert, und als solches wollte es im Bauernkrieg gegen die Herren Partei ergreifen. Die Zünfte wurden zur Strafe aufgehoben. Schweden, Kaiserliche und Lothringer plünderten es aus, Sulz sah, wie so viele unserer Städtchen, die Greuel des Dreissigjährigen Krieges.

Auf die «Sulzer Nase» lass uns wandern, hinauf über die Heidekraut-Hochebene auf vorgeschobenen Aussichtspunkt. Vor uns weit die Ebene von Colmars Martinsmünster bis zur Basler Pfalz, darüber hinweg die Alpenkette vom Saentis bis zur Blümlisalp, unter dir das Tal der Lauch und Geb-

weiler mit seinen Kirchen. Der Liebfrauentom majestätisch hier, in massivem Sandstein St. Leodegar dort, luftig fast das gotische Türmchen der Dominikanerkirche, am Hügelhang zerstreut die Villen, drüben des Oberlingers sonnige Halden, . . . nur aus weiter Ferne dringt das Rollen der Wagen zu uns oder das Pusten des Zügels längs der Lauch. Fast eben führt ein Weg hinüber zum Sattel des Bildstöckle, zum Kreuzbild am alten Pilgersträsslein nach Thierenbach. In neuem Gewande steht es da, ein Stück des Tales ist es geworden. Der Dichter des Böldchenglökkchens, Karl Braun, hat es in seinen Poesien besungen, diese Wälder hat er oft durchwandert bis hinüber zum Bruderhaus in kühlem Grunde, und die Erinnerung daran hat ihn in der Verbannung oft übermächtig ergriffen.

Oberhalb des Bühler Strässleins trotz kühn des Hugsteins umsponnenes Gemäuer. Auch er gehört zum Taibild, ist mit der Vergangenheit der Gegend eng verwachsen. Sandsteinbrüche leuchten vom jenseitigen Berg zu ihr hinüber, in kleinem Weiher spiegelt sich ihr Bild. Ein Murbacher Abt hat das Schloss auf beherrschendem Vorsprung erbaut. Es sperrte mit dem ob Lautenbach liegenden Hohrumpf die Strassen und die Täler der Lauch und des Murbaches, verteidigte so wirksam das ausgedehnte Gebiet der Abtei. Von des Fürstabts Bartholomäus von Andlau jähem Tod in dem Hugstein weiss die Sage zu berichten und von des Schlosses Zerstörung durch den Gottseibeius. Wen sollte das wundern? Die geheimnisvollen Burgtrümmer mussten zu Legenden und Märlein locken.

Ins Murbachtälchen biegen wir ein. Uns zur Rechten das durch die Krisis schwergeprüfte Bühl, auf dem Hügel die Kirche in rotem Gewand. Reste eines Flügelaltars bewahrt sie, aus der Epoche von der Weydens und Schongauers; alt muss die Siedlungsstätte sein am Zusammenfluss zweier Bäche, zweier Täler und unweit des Passweges über den Bannstein hinüber ins Winzfelder Becken und ins Sulzmatter Gebiet. Und hier im Grund, durch den der Murbacher Weg sich zieht, liessen die ersten Mönche sich nieder. Sie kannten den Reiz stiller, einsamer Vogesentäler, sie wussten sie zu geniessen und sich ihrer zu freuen! Und Künstler waren es, gottbegnadete, die in die Schönheit ein Münster stellten, einfach, wuchtig, von packender Grösse. . .

Murbach! Das Eden unserer Berge, Murbach, — das gewaltige Preislied von Künstlerhänden geformt, umstrahlt von nie vergehendem Glanz. Murbach, — eines jener Plätzchen unserer Vogesen, auf deren Anblick man sich freut, ob man ihn





Phot. A. Kessler

Blick auf die Abtei Murbach von Süden

auch zum so und sovielten Mal in seine Seele aufgenommen. Der Torbogen mit dem springenden Hund, die Klostergebäulichkeiten, massiv, erbaut für manche feuchten, kalten Tage des Jahres, droben Loretos Wallfahrtskapelle — und mitten darin St. Pirmins Münster mit seinen zwei Türmen, seiner einfachen Vorderfront, seiner heiligen Weihe.

Der Abteikirche Bild nimmt unser Auge gefangen, ob wir droben am Münsterackerle oder am Lieserwasen stehen und ihre Silhouette schattenhaft sich abhebt, oder ob wir talaufwärts wandern, dem murmelnden Bächlein entlang, und uns immer wieder umsehen nach dem prächtigen Bau. Eng wird das Tälchen, schäumend springt der Murbach von Fels zu Fels, bis die Häuser von Belchen tal freundlich winken und der Pfad aufwärts zieht, steil und sonnig, hinauf auf den Sattel der Wolfsgrube und von dort hinüber ins Tal der Lauch.

Lautenbachs ehemalige Stiftskirche sticht hervor aus den Häusern und Industrieanlagen des hintern Tals. In ausgereiftem romanischem Stil, das schöne Gegenstück zu St. Leodegar und Mur-

bach. Mit einem der interessanten Hauptportale jener Epoche, die den Kapitälern einen oft symbolischen Skulpturenschmuck verlieh. Mittelpunkt war sie des Stiftes, das durch den grossen Klosterreformer Manegold Berühmtheit erhielt. Aber durch ihn stand auch das Stift im Investiturstreit treu zum Papst, sah darum Verwüstung an heiliger Stätte durch des Kaisers Truppen. Peter von Andlau erwarb sich Verdienste um die Hebung Lautenbachs, — ein grosser Humanist, eine Zierde der Basler Universität.

Und geht man talaufwärts, so weht reiner die Luft. Wie Spielzeug liegen auf sonnigem Hang die Häuser von Hilsen und Remspach. Eng wird das Tal droben an der Hussenburg, die «Hölle» heisst die Schlucht der Lauch, in der der Seebach sich wirft. Nach prächtiger Wanderung aber kräuselt sich der Lauchensee unter dem Wind, der vom Steinlebach niederfährt, rauscht der Hochwald unserer Vogesen sein Lied, und locken die Höhenzüge vom Belchen zum Kahlen Wasen, weit über dem Blumental.





# Der Wald

Von Therese Münch

Nicht von seinen Naturschönheiten, auch nicht etwa von seiner wirtschaftlichen Bedeutung soll hier die Rede sein. Vielmehr möchte ich in dieser kleinen Plauderei in ein ganz enges Verhältnis zu ihm treten und ihn unter drei Aspekten als Freund, als Arzt und als weisen Lehrer betrachten.

Sowohl der vernunftlosen Kreatur als auch dem Menschen ist der Wald ein Freund und Wohltäter. Vom unscheinbaren Käfer bis zum königlichen, geweihtragenden Hirsch bietet er den Tieren Nahrung, Schutz und Obdach. Dem Menschen aber schenkt er seine Kinder, damit sie ihm dazu dienen, Wärme und Behaglichkeit in sein Dasein zu tragen. Vielen Bewohnern seiner Zone gewährt er Beschäftigung und sichert ihnen dadurch ihren bescheiden Lebensunterhalt. Gewiss ein freigebiger und selbstloser Freund! Er geht noch weiter. Wie eine gewaltige Lunge pumpt er Sauerstoff in die Luft, damit alle freier und leichter atmen, so weit sein Machtbereich geht. Besonders innig sind seine Beziehungen zu den Dichtern und Sängern. Kaum einer ist unter ihnen, den er nicht inspiriert und zu Lob und Preis begeistert hat. Vielleicht auch sieht ihrer einer in innerer Schau die Tanne vor sich erstehen, die ihr Leben gab zur Gewinnung des zur Papierfabrikation notwendigen Zellstoffes. «Siehe», spricht sie zu ihm, «auf meinem verwandelten Leib sollen deine Gedanken der Nachwelt übermittelt werden.» Mit wieviel Liebespoesie ist nicht der Wald verwoben! Machen ihn doch die Liebenden selber gern zum ersten Vertrauten ihres Geheimnisses. Nicht zuletzt ist der Wald der Wohltäter der Armen, ein Geber, der nicht wägt und zählt. Beeren und Pilze gibt er ihnen in Menge, und durch das Sammeln derselben verdient mancher sein Scherflein. Raff- und Leseholz ergeben billiges Brennmaterial. Die elegante Dame aber, die am Kleberplatz einen flüchtigen Blick auf die zum Kauf dargebotenen Blumen wirft, mag sich nur ruhig mit einem Strauss Waldschlüsselblumen oder Maiglöckchen Freude kaufen, damit ein armes Kind oder eine bedürftige Frau auch ihren Groschen finde. Ein armer Stadtverschlagener jedoch, dem noch das Heimweh am Herzen nagt, zerdrückt beim Anblick der Blumen eine Träne, während es ihm durch den Sinn klingt: «Nun blühen Berg und Halde.» Ihm hat der Wald wenigstens einen Gruss gesandt.

Dass der Wald ein heilkundiger Arzt ist, werden viele von uns schon an sich selber erfahren haben. Sind deine Nerven ermüdet, die Wangen deines Kindes zu blass, du ziehst zum Walde, und bald wird dein Blut kräftiger durch die Adern kreisen, deine Lebens- und Schaffenskraft sich

steigern, und die Augen deines Kindes werden froher leuchten. Wie sehr ist es zu begrüßen, dass man heutigen Tages auch minderbemittelten, von der Asphaltitze ausgedörrten Städtern durch Errichtung von Ferien- und Erholungsheimen einen Aufenthalt in ozonhaltiger Waldgegend zu ermöglichen sucht. Aber nicht nur von körperlichen, auch von Seelenleiden befreit der Wald. Er reisst heraus aus Schmerzverbohrtheit und wirft uns ans Herz der Natur. Du willst nichts sehen und nichts hören. Du fliehst die Menschen mit ihrem Fragen, gehst allein auf stillem Waldespfad. Horch, ein Vogelton schlägt an dein Ohr. Wie fein, wie zart! Wo sitzt doch der kleine Sänger? Du gehst ihm nach, entdeckst ihn auf einem grünenden Ast. Du streifst mit der Hand über hauchzartes Grün. Wie das Streicheln einer tröstenden Freundeshand ist's über dich gefahren, und es löst sich die Eisesrinde, die dein Herz zu umklammern drohte. «Nur junges Grün ans Herz gelegt, macht, dass dein Herze stiller schlägt.»

Weshalb nun ist der Wald auch ein Weiser und Lehrer? Er weiss gar vieles, und er kann schweigen. Geheimnisse von Werden und Vergehen ruhen in seinem Schosse. Er hält Zwiesprache mit den Sternen und weiss um die Welt von Lust und Schmerz, die auch in des kleinstens Vogels Brust gegründet liegt. Um das Vielwissen ist es eine schöne Sache und eine grosse um das Schweigen. Wie kleinlich muss ihm, der von so weit herkommt, unser enges Tun und Treiben, unser Hasten und Streben doch erscheinen! Er hat die Ruhe und die Stille, darin sich Grosses schafft. Nur im Flüstern und im Raunen gibt er seine Gedanken kund. Wenn Frühlingswehen ihn wonneschauernd durchbraust, Gewittersturm nach schwüler Sommernacht reinigend über seine Wipfel fegt oder ein klagender Herbstwind ihm die letzten Blätter raubt, dann geht ein Seufzen und Aechzen oder ein Jubeln durch ihn hindurch. Und wieder ist Schweigen. Wenn auch wir nur redeten, wenn wir zu innerst bewegt sind! Es wäre weit weniger Lärm um nichts in der Welt. Der Wald weiss auch um die Einsamkeit. Nirgends findet man sie so wie im Walde. Hier kannst du den Prüfstein an dich legen, ob du sie ertragen kannst und dich dazu. Es musste seinen Grund haben, weshalb die Einsiedler in die Waldeinsamkeit zogen und darin lasen wie in einem offenen Buche. Gewiss ist auch mancher von uns schon beglückt aus solch befruchtender Einsamkeit heimgekehrt.

Wie reich ist doch unser Elsassland, solch einen Schatz in seinem Walde zu besitzen! Noch viel zu wenig Menschen wissen ihn nach Gebühr zu wür-



digen. Verständnislosigkeit, Mangel an Pietät und Tiefe entweihen oft seine heiligen Tempelhallen und machen sein Herz bluten. Für alles, was er uns bietet, hat er doch gewiss ein Anrecht auf Schonung und Pflege. Hier gilt so recht das Dichterwort: «Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.» Sie haben gegründet für die

Spättern. So wollen wir's ihnen danken und ihrer würdig sein, nicht aber bloss die Nutzniesser ihres Fleisses bilden. Schon wird hie und da eine mahnende Stimme nach dieser Seite hin laut. Das ist kein Unkenruf, sondern die Warnung des Torwards, der weiss, worum es geht. Möge sie nicht ungehört im Winde verhallen!

## Die Kröte mit dem Goldklumpen

Eine Sage aus Lothringen. Bearbeitet von Charlotte Francke-Pellon

Es war im Lothringer Wald. Die Nacht wob schwarz-violette Schatten, und grüngoldene Mondstrahlen zitterten um hohe Baumkronen. Die Stimmen der Stille raunten geheimnisvoll. In kurzen Abständen knackte dürres Holz unter den Tritten eines lauernden Tieres, rauschte ein abgebrochener Zweig herunter ins Moos. Weisse Nebelschwaden stiegen in langen Streifen zwischen dunklen Stämmen auf. Das Grauen hockte im Gebüsch und atmete hörbar. Da öffnete sich fernhin die schwarze Wand einem wandelnden Lichte. Das schwankte hin und her, immer näher und grösser werdend. Vor seinem hellen Leuchten wich die Finsternis seitlich zurück und schloss sich schweigend hinter ihm wieder zusammen. Aus dem Lichtkreis aber wuchs drohend gespenstisch der dunkle Schattenriss eines Mannes. In der Ferne ein überlebensgrosser Schatten, durch das schwankende Licht scheinbar hin- und hergeworfen, schrumpfte er in der Nähe zu der gewöhnlichen Grösse eines Menschen zusammen. Die Laterne in seiner Hand schaukelte unter den stampfenden Schritten, und das helle Flämmchen zuckte in der Nachtluft auf und nieder. Hin und wieder streifte sein Schein das rohe Gesicht des Wandernden, glitt über den blauen Kittel hinunter und tanzte fröhlich seinem Träger voraus. Nicht so heiter war diesem zumute. Er kam von harten Gläubigerwegen. In seinen Ohren lag noch das wehe Aufschluchzen der alten Frau, der er erbarmungslos die letzte Kuh weggenommen und verkauft hatte. Wohlverwahrt ruhte der Beutel mit Gold auf seiner Brust. Wenn der Mann sich mühsam den Weg durch wildverwachsenes Gestrüpp bahnte, klirrten leise die harten Münzen, liebliche Musik für den Geizigen. Aber Gold ist kein guter Begleiter im finsternen Walde, und sein Klingen mag auch anderen Musik erscheinen. Daran dachte der Einsame wohl, als seine Blicke ängstlich die Finsternis durchdrangen und Furcht ihm graue Schatten übers Gesicht jagte. Die Nacht war lang und der

Weg noch länger gewesen. Das kleine Licht vermochte nicht weit zu dringen und fand weder Richtung mehr noch Weg. Angst und Erschöpfung knickten dem Wandernden die Knie ein, und unentschlossen wohin, blieb er mitten im Dickicht stehen. Da hörte er vor sich ein leises Plumpsen, wie wenn immerwährend ein fester Gegenstand falle. Erregt setzte er seine Laterne nieder und in ihrem Schein sah er über den Weg eine grosse, graue Kröte hopsen. O Wunder! Sie trug in ihrem Maule einen leuchtenden Klumpen von rotem Gold und wollte gerade damit im Gebüsch verschwinden. Vergessen hatte der Müde seine Erschöpfung, der Aengstliche seine Furcht. Das Leuchten des Goldes blendete seine Sinne, und habgierig jagte er der Kröte nach. Er hörte sie bald hier, bald dort hüpfen, sah bald hier, bald da den Goldklumpen aufblitzen. Er kroch unter dornigen Hecken hindurch, über feuchte Moose. Seine Kleider hingen in Fetzen herab, über das gierige Gesicht floss Blut. Die Laterne war längst erloschen irgendwo liegen geblieben. Was schadete es? Das Gold leuchtete ja! Das Gold. —

Jetzt! — jetzt hatte er es erreicht! Hastig sich vornüberwerfend, streckte er seine Hand nach dem Leuchten aus und packte etwas Feuchtkaltes. Er stiess einen hohen Freudenschrei aus, der sich gleich darauf in einen Entsetzensschrei kehrte. Die Kröte hatte den Goldgierigen ins Mar gelockt. Mit klebrigen Fingern griffen die Geister der Tiefe nach ihm. Höhnisch gellte das «Kroat-Kroat» der Kröte ihm ins Ohr. Verzweifelt kämpfte der Unselige gegen die tödliche Umarmung des Morastes. Er wehrte sich mit Händen und Füßen, bei jeder Bewegung sich mehr und mehr verstrickend. Er sank hinab. Noch hing ein letzter, banger Schall seines Todesschreies zwischen den lauschenden Stämmen, da lag das Mar schon wieder ruhig und unbeweglich. Ein feuchtschimmerndes Auge der Nacht, in dessen Tiefe ein tückisches Leuchten glühte.



# Die Nachbarn

Eine heitere Geschichte aus den Vogesen

von Fr. Lutzing

## I.

Die zahlreichen Fermen, welche die das Städtchen Rocheys umsäumenden, grünen Höhen schmückten, sind im letzten Kriege fast alle zusammengeschoßen worden. Viele davon sind ganz vom Erdboden verschwunden, und nur die Fundamente, die von üppig wuchernden Gräsern, Disteln, Nesseln und anderen Unkräutern halb verborgen werden, verraten dem Durchwandernden, dass hier sich einst eine Wohnstätte oder ein Stallungsgebäude erhob. Andere stehen noch halb mit ihren kahlen Umfassungsmauern, zwischen denen die Fussböden, die Decken und das Dachwerk eingestürzt sind. Wieder andere haben nur wenig Schaden gelitten, doch einige von Granaten gebohrte Löcher zeigen auch bei ihnen an, wie sehr sie in der Gefahrzone lagen, und dass sie nur durch ein gütiges Schicksal von der Zerstörung verschont geblieben sind. Freilich ist auch ihr Aussehen ein vernachlässigtes, da niemand sich um Pflege und Unterhaltung kümmern konnte; die Bewohner jenes Striches hatten alle ein anderes sicheres Obdach in grösserer Entfernung vom Toben der Geschütze suchen müssen.

So war die Gegend anzuschauen, als nach der Einkehr des Friedens die Bewohner nacheinander wieder in ihre Heimat zurückkehrten, getrieben von der Neugier, zu sehen, was aus ihren Besitztümern geworden war, geplagt von der Befürchtung, nicht einmal mehr die trübseligsten Reste ihrer ehemals so lieben Behausung mehr vorzufinden. Und sie mussten sich eben mit dem Lose zufrieden geben, welches das Schicksal den Menschen anscheinend zukommen lässt. Die einen standen tränenden Auges vor den Ruinen ihrer Wohnungen, die ärger zusammen geschossen waren, als sie es in ihren schlimmsten Gedanken befürchtet; andere wieder angenehm enttäuscht, dass sie nach kurzer Reparatur des Notwendigsten wieder in ihr Heim, das sie verschwunden glaubten, ziehen konnten.

\*

Die beiden Familien Petidmange und Grandadam kamen am gleichen Tage aus dem Exil in ihren Heimatort Rocheys zurück und schritten miteinander den Hangweg hinauf, der nach dem Sapimont führt. Es war an einem Sonntage, und die Bewohner des Städtchens und der Annexen gingen an ihnen vorbei zur Messe. Wohl war die ebenfalls böss mitgenommene Kirche nur sehr notdürftig zum Gottesdienst brauchbar ausgebessert, doch waren alle Kirchgänger froh, wieder in ihrem alten gewohnten Gotteshause ihre Andacht verrichten zu

können, um Mut zu schöpfen für die schwere Zeit des Wiederaufbaus und um dem Himmel für das zu danken, was er ihnen trotz dieser schweren Jahre noch gelassen hatte.

Die Vorübergehenden grüssten die beiden zurückgekehrten Familien, deren erster Besuch ihren alten Fermen gelten sollte; doch liessen sie sich mit denselben nicht in ein Gespräch ein; denn Gutes hätten sie ihnen ja doch nicht verkündigen können, noch früh genug würden sie die Fundamente ihrer vollständig vom Erdboden gefegten Besitztümer zu sehen bekommen. Und sicher hatten sie es unten im Städtchen gleich bei ihrem Eintreffen erfahren, wie es hier oben auf den Abhängen des Sapimont stand, wo der Kampf besonders hartnäckig getobt hatte. So wechselte man nur die kurzen freundlichen Grüsse, die dort üblich sind, und die keiner seinem Nächsten schuldig zu bleiben wagt.

Die sechs Personen schreiten langsam, aber mit weiten Schritten bergauf, denn der Weg ist sehr steil, und sogar die Zugtiere kennen die Anstrengungen, die er fordert. Auch reden sie nicht miteinander, sie hängen ihren Gedanken nach, in ihren Phantasien erstehen wieder die lieben Wohnstätten, die sie damals Hals über Kopf verlassen mussten.

Petidmange und Grandadam sind Nachbarn, denn ihre Fermen liegen auf einem Hange in nur etwa 600 Meter Entfernung voneinander. Trotzdem waren die beiden nie Freunde gewesen, wenn man auch nicht sagen kann, dass sie einander feindlich gesinnt oder keine gute Nachbarschaft gehalten hätten. Aber es war eine alte Rivalität zwischen den beiden Bauern: jeder wollte den andern an Reichtum und an Schlaueit übertreffen. Und das war für beide ein schweres Beginnen, weil ihre Klugheit sich ungefähr die Wage hielt und weil auch ihre Güter in ihrem Wert wenig voneinander verschieden waren, Feld, Matten, Weiden und Kopffzahl des Viehes auch meist übereinstimmten. Da war schwer zu urteilen, welchem von beiden die Krone im friedlichen Wettstreite zuerkannt werden sollte. Ein Gutes hatte diese Rivalität: sie spannte jeden zu grösster Arbeitsamkeit und Sparsamkeit an, um den andern langsam zu überflügeln.

Jetzt stehen die zwei Familien oben am Kreuzungspunkte, wo die beiden Wege abgehen: rechts geht es nach der Ferme Grandadam, links kommt man zu derjenigen von Petidmange. Der neunzehnjährige Sohn des letzteren fragt seinen Vater:



«Nun, Vater, werden wir uns hier trennen?» —  
 «Nein, Nicolas, wir sind miteinander fort, waren in der Fremde beieinander und kommen auch miteinander zurück. Gehen wir zuerst alle zur Ferme Petidmange, dann wird uns unser Nachbar über seine Matte zu der unsrigen führen!» — «Damit habt Ihr recht!» sagte der Genannte. Jetzt, wo sie sich dem Heime näherten, begann der alte, stille Kampf der beiden Starrköpfe bereits leise wieder aufzuleben. Jeder wollte auch das Besitztum des andern gleich sehen, um vergleichen zu können, wer den geringsten Schaden erlitten hätte, und den Nachbarn also bei emsiger Arbeit überflügeln könnte; der Burgfrieden, der in der Fremde stillschweigend gehalten worden war, würde hier schnell in die Brüche gehen.

Aber . . . das Schicksal hatte keinen bevorzugt: Ruinen hüben wie drüben ohne Unterschied des Namens. Und traurig liessen die beiden Bauern die Köpfe hängen, im stillen bei sich denkend: Wir sind doch quitt; der Kampf kann von Neuem beginnen, und wir müssen sehen, wer Meister wird. Nicolas Petidmange blickt verstohlen nach Francette Grandadam; beide haben den gleichen Gedanken: Lieber Himmel, lass keinen unsrer Väter vor dem andern einen Vorsprung haben, damit er berechtigt ist, auf den andern herabzuschauen, denn sonst gibt der Ueberlegene es nie und nimmer zu, dass wir ein Paar werden. Was stört uns die Rivalität unsrer Väter, die wir seit unsrer frühesten Jugend mit beobachten mussten, wenn nur wir beide einig sind! Und dabei soll es bleiben. Und wenn es Gottes Wille ist, so werden sie zu unserm Glück einmal ihre Fehde begraben.

Dann, ohne dass viele Worte gewechselt worden waren, stiegen die Familien wieder den Weg hinab, den sie gekommen waren, da sie vorderhand noch in einer der primitiven Holzbaracken wohnen mussten, die man für die Obdachlosen einstweilen am Ausgange des Städtchens Rohey errichtet hatte. Dann galt es, langsam mit den Aufräumarbeiten zu beginnen, und hierauf kam das Allerwichtigste von der ganzen Sache, sie mussten genau den durch den Krieg erlittenen Schaden bei der Verwaltung anmelden. Man hatte ihnen, da sie besser mit der Schaufel und Hacke umzugehen wussten als mit Tinte und Feder, einen jungen Lehrer von Rohey empfohlen, der die Aufgabe der Anmeldung des Kriegsschadens schon bei vielen Familien übernommen und zur vollen Zufriedenheit erledigt hatte, so dass man sich auf ihn verlassen konnte und bei ihm eine gute Erfahrung in diesen Dingen fand. Denn die Verwaltung ist gar streng und genau, und wenn man eine Kleinigkeit übersieht oder ein winziges Wörtchen falsch hinsetzt, so können Tausende von Franken Verlust die Folge sein, hiess es.

\*

Der Herr Lehrer Trousson kam zuerst zu Vater Petidmange, um die Liste der Gegenstände und Vermögensstücke aufzustellen, die derselbe beim Verlassen seines Eigentums bei Kriegsausbruch besessen hatte. Petidmange war im Grunde seines Herzens ein einfacher und ehrlicher Mann, der es mit der Wahrheit haarscharf zu nehmen pflegte, besonders dann, wenn die Regierung und ihre Diener ins Spiel kamen. Niemals wäre es ihm eingefallen, mehr aufschreiben zu lassen, als damals in seinem Besitz gewesen war.

«Bon, Père Petidmange», sagte Trousson, «also vier Bettstellen habt Ihr gehabt?» — «Ben sûr! Aber setzt bei der einen dazu, um genau zu sein, dass sie nur noch zwei Füße hatte, man kann nie wissen! Zwei Füße, mit dem andern Ende stand sie auf einem Buchenholzstammstück!» — «Ihr macht mich doch lachen, Bonhomme, meint Ihr, die Verwaltung hat Zeit nachzuprüfen, auf wieviel Füßen anno 1914 Eure Betten standen?» — «Aïe, aïe, man kann nie wissen! Ich gebe der Wahrheit die Ehre!» — «Wie Ihr wollt, Père Petidmange, aber ich will Euch doch verraten, dass die andern Reklamanten es nicht so sehr scharf nahmen wie Ihr!» — «Aïe, aïe, ist ihre Sache.» — «Gut, so gehen wir zu den andern Sachen über. Ein Musikinstrument habt Ihr nicht besessen?» fragte der Lehrer. «Wo denkt Ihr hin! Uebrigens hat meine Frau immer gut den Takt angegeben. Und in den hohen Tönen ist sie zuhause wie keine zweite. Und wozu ein Grammophon wie manche? Um mir meine eigenen Hühner damit vom Hofe zu jagen mit dieser Krächzmaschine?» — «Gut, setzen wir Nul! Habt Ihr bei Eurem Wegzug wertvolle Kleidungsstücke im Stich lassen müssen?» — «Ach so! Den Gehrock, ja! Aber setzt ja hinzu, dass an der Weste alle Knöpfe abgesprungen waren. Beim Begräbnis des Père Didierjean selig ist das passiert, ich weiss es noch ganz genau. Sie war mir im Laufe der Jahre etwas eng geworden, nur die Motten fühlten sich noch wohl darin. . . .» — «Wie steht es mit den Kostbarkeiten? Habt Ihr kein goldenes Geschmeide, Ringe, Uhren oder Perlen verloren?» — «Oh-la-la! Soll meine Frau etwa Perlen tragen, wenn sie die Kühe füttert oder Diamanten, wenn sie die Ställe reinigt? Soll ich beim Mähen Ringe an die dicken Finger stecken? Das ist nichts für uns, lieber Herr!»

Und nach einigen kurzen weiteren Fragen schloss der Lehrer das Verzeichnis ab, liess es durch den Bauern unterschreiben, was eine längere Zeit in Anspruch nahm, als für das ganze Register gebraucht worden war, und ging dann gleich mit seiner Mappe hinüber zu Grandadam, welcher ihn schon mit Ungeduld erwartete; denn er hoffte, das Verzeichnis der Gegenstände durchblicken zu können, das sein Nachbar hatte aufstellen lassen, um Schadenvergütung zu erhalten.

Als der Lehrer sich's am Tische aus rohem Holz





J. J. Bellel

Der See von Longemer

bequem gemacht hatte, sagte er: «An eurem Nachbarn Petidemange könnten sich viele ein Beispiel nehmen. Kein Stückchen mehr durfte in die Liste, als was er damals in Wirklichkeit besass. Und die andern! Na, Grandadam, ich könnte Euch vieles erzählen, wenn ich wollte!» — «Oho! Man wird doch nicht etwa so verwegen sein, Dinge in das Verzeichnis zu setzen, die . . .» — «Wer kann denn nachprüfen, ob es damals wirklich so war? Und wollte man jedem einzelnen genau nachgehen, so bräuchte die Regierung mehrere tausend Beamte, die einige Jahre hindurch Tag und Nacht arbeiten müssten. Nein, da geht es eben auf Treu und Glauben.» — «So können die Betreffenden keine Strafe bekommen, wenn sie in den Verdacht kommen, ihr damaliges Vermögen etwas erhöht zu haben?» — «Wenn man's ihnen nachweisen kann, schon, aber wie kann man das, wenn's einer nicht allzubunt treibt?» —

Grandadam warf seiner Frau einen versteckten Blick zu, welcher sagen wollte: So schlau wie die andern können wir doch hoffentlich auch noch sein, wir brauchen uns doch nicht gerade diesen ehrlichen Petidemange zum Vorbild zu nehmen! Und seine Frau schien diese stumme Frage auch ganz gut verstanden zu haben, denn sie nickte zustimmend mit dem Kopfe. Und dann begann die Niederschrift des Dokuments.

Als man zu dem Mobiliar kam, sagte der Bauer: «Setzt aber hinzu, dass unser Schlafzimmer ganz neu war, erst ein halbes Jahr vor dem Krieg in der Stadt gekauft, und dass es aus teurem Eichenholz war. Auch das Klavier dürft Ihr nicht vergessen, welches neben der kostbaren Standuhr das Esszimmer zierte!» — Der Lehrer fragte verwundert: «Sogar ein Klavier habt Ihr gehabt? Ja, wer von Euch ist denn solch ein Musikkünstler, sicher eure Tochter Francette?» — «Nein . . . eigentlich, um es genau zu sagen . . . es konnte niemand darauf spielen. . .» — «Sonderbar, Grandadam, dann war's doch eigentlich wertlos?» sagte der Lehrer. Grandadam war etwas verlegen, er staunte ihn an, wusste aber keine passende Ausrede zu finden. Seine Marie war schlauer, sie schlug ein helles Lachen an und sagte: «Aber Herr Lehrer, wir hatten doch damals die Absicht, Kurgäste bei uns aufzunehmen, und die Stadtleute wollen doch immer Musik machen, da hatten wir das Instrument vorher rechtzeitig angeschafft.» — «Ganz recht, Marie», sagte jetzt der Bauer mit einem Seufzer der Erleichterung, «diese Kurgäste, die hatte ich ja ganz vergessen. Deshalb hatten wir ja auch die Unmenge Geschirr in den Schränken, alles für die Sommerfrischler berechnet. Und die zwei Fremdenzimmer ganz hergerichtet, setzt es nur hinein, Trousson!» Und er reibt sich die schiefen



Hände, stolz über sein Weib, das ihm diesen entzückenden Gedanken von den Kurgästen eingegeben hatte: die Regierung sollte nur tüchtig zahlen. Und der Lehrer sah keinen Grund, ihm seinen Willen nicht zu tun. Dann sollten zum Schluss noch die Kostbarkeiten und Wertgegenstände aufgezählt werden. Trousson, der sich noch ganz genau an die Antwort von Petitdemange erinnerte, als dieses Kapitel dort zur Sprache kam, meinte treuherzig zu den Eheleuten: «Nun, da werden wir wohl eine Null hinsetzen können!»

Damit kam er aber schlecht an. Frau Marie stiess ihren Mann mit dem Ellenbogen an: «Was sagst du dazu, Laurent? Das Beste will er weglassen!» — «Aïe, aïe, Schreiber, ich will's Euch auf's Haar angeben: Zwei goldene Uhren, ein goldenes Armband, goldene Ohrringe.» — «Nicht zu vergessen das grosse Collier . . . unterstreicht das Collier, denn es war damals mehrere hundert Franken wert!» — «Nicht zu glauben», sagte der Lehrer kopfschüttelnd, «welche Reichtümer doch oft in einer kleinen abgelegenen Ferme zu finden waren. Ihr seid reich gewesen, Grandadam, sehr reich, und Euer Nachbar Petitdemange ist neben Euch nur ein armer Schlucker gewesen!» — «Siehst du, Frau», sagte schmunzelnd der Bauer, «du hast es mir ja niemals glauben wollen. Petitdemange war immer ein armer Teufel. Leider sind in diesem Augenblicke unsere Rollen gleich, auch wir haben sozusagen ja nichts mehr!» — «Ihr werdet entschädigt werden, sobald Eure Reklamation in Paris anerkannt ist, und dann werdet Ihr ein reicher Mann sein!» — «Und glaubt Ihr, dass die Verwaltung alles anerkennt?» — «Warum sollte sie es nicht? Ihr steht im Rufe eines ehrlichen, gewissenhaften und arbeitsamen Mannes, wer soll Euch etwas absprechen, Grandadam?» — «Aïe, aïe, geh, Marie, und schenke dem Herrn Lehrer einen Enzianschnaps ein, er hat wacker arbeiten müssen, um die Liste fertig zu stellen. Und wie flink doch seine Feder über den Papierbogen spazierte! Ich hätte an seiner Stelle wohl einen ganzen Tag dazu gebraucht, und dann hätte man's vielleicht nicht einmal richtig lesen können.»

## II.

Es ist wieder eine Zeit verflossen, in der sich das hübsche Tal von Roche verändert hat. Es steht jetzt endlich wieder unter der milden Herrschaft des Friedens und der Arbeit. Die von Gräben und Höhlen durchfurchten Aecker und Wiesen sind wieder eingeebnet und dem Anbau dienstbar gemacht, die Fermes beherbergen wieder alle ihre alten Bewohner; denn der Wiederaufbau der zerstörten Wohnstätten hat sich mit Eilschritten seinem Ziele genähert. Aber wo früher altersgraue, unansehnliche Häuser standen, da erblickt das Auge jetzt schöne, praktisch eingerichtete Bauten, die sich selbst in einer hübschen Stadt sehen lassen könnten.

Ihre Schieferdächer glitzern in der Sonne, die weisse Farbe des Mauerwerks leuchtet weithin und gibt dem Auge ein freundliches Bild, mag es nun aus dem Tale hinaufschauen oder vom hohen Fels herab die Gegend mustern. Das Innere der Wohnstätten ist geräumig und gastlich, und mancher Bauer wäre ohne des Krieges Verwüstungen niemals zu solch freundlicher Behausung gekommen.

Auch die beiden Fermes der Nachbarn Grandadam und Petitdemange sind wieder aus dem Boden erstanden und sind einander ganz gleich, wie übrigens alle der neuaufgerichteten Häuser sich bis auf geringfügige Kleinigkeiten wie Zwillinge gleichen. Auf den einstigen Fundamenten hat man sie wieder errichtet, so dass sie genau die alte Lage beibehalten haben, ebenso wie die Stallungen und die kleineren Nebengebäude. Es ärgert oft Grandadam, dass die Ferme von Petitdemange genau so kokett aussieht wie sein eigenes Besitztum, aber daran ist nun einmal nichts zu ändern; die beiden Anwesen standen eben auch vor dem Kriege schon im gleichen Werte. Alles Leben geht wieder seinen alten, gewohnten Gang, als wäre die Zeitspanne, wo das Verderben sein Szepter schwang, nur ein Traum gewesen oder ein Märchen, wie man sie in den Kalendern zu lesen bekommt. Der Viehstand ist sogar noch ein besserer als ehedem, überhaupt leben die beiden Familien im Wohlstand. Keiner der beiden Rivalen ist berechtigt, sich dem andern durch Klugheit oder Reichtum überlegen zu fühlen, und deshalb benutzen Nicolas und Francette jeden Abend die Gelegenheit, sich oben am Waldrande zu treffen und den alten Plan ihrer baldigen Heirat immer wieder, mit Koseworten untermischt, miteinander durchzusprechen. Denn die Eltern sind doch ganz gewiss damit einverstanden.

Da kam der wichtige und für die Jungen so verhängnisvolle Tag heran, wo der endgültige Bescheid der Verwaltung kam; in welcher Höhe sie die Reklamation auf Entschädigung der beiden Nachbarn angenommen hatte. Petitdemange und Grandadam wurden beide in das Bureau des Herrn Maire gerufen. Er erklärte ihnen, dass die Regierung, da sie immer annehmen müsse, dass eher zu viel als zu wenig angemeldet würde, eine Summe streichen müsste, die sie als übertriebene Forderung ansähe, da man eben leider die Erfahrung habe machen müssen, dass vollkommen ehrliche Menschen auf der heutigen Welt scheinbar ausgestorben seien. Bei diesen Worten zog Petitdemange sein Gesicht bedenklich in die Länge: es war ihm also an seinen blutehrlichen Angaben weggestrichen worden! Grandadam blickte ihn mit einem leisen spöttischen Lächeln auf den Lippen von der Seite her heimlich an, da ihm das Mienenspiel seines Rivalen nicht entgangen war. Er hatte ihn diesmal doch übertrumpft. Auch ihm war ja gestrichen worden, aber es blieb immer noch bedeutend mehr übrig als das, was ihm bei Unterlassung sämtlicher





J. J. Bellel

Weg nach Gérardmer

Uebertreibungen zugestanden hätte. Der Lehrer hatte recht gehabt, er war jetzt ein reicher Mann, und Petitdemange hatte es seiner Meinung nach einem Mangel an Schlaueit vorzuwerfen, dass er nicht auf seine Rechnung kam. Petitdemange, welcher den Unterschied der beiden Summen nicht begreifen konnte, da er von dem Umfang der Erklärung seines Rivalen keine Ahnung hatte, schob im stillen die Schuld auf den Lehrer; er verhehlte demselben dies auch nicht, als er ihn bald darauf einmal traf: «Aïe, aïe, Trousson, hätte ich doch damals nicht auf Euch gehört. Von den vier aufgezählten Betten haben sie mir eines nicht geglaubt, und eine drei aus der vier gemacht!» — «Wer das, Petitdemange, ich etwa?» — «Nein, nicht Ihr, sie, die Verwaltung, irgend ein Mensch, der hinter einem Gitter sitzt und Federn verbeißt. Ein Schalterwurm . . . die sind schlimmer als die Holzwürmer, die in meinen alten Möbeln daheim waren . . . weiss ich's! Ich habe es aber damals gleich gewusst, dass ein Bett, welches nur noch zwei Füße hat, nicht als voll gerechnet wird; habt mir's aber nicht glauben wollen!» — «Guter Mann», sagte Trousson, «Ihr hättet eben ein wenig in die Höhe gehen sollen, wie die andern auch, Ihr habt aber alles haarscharf haben wollen. 'S ist Eure Schuld, ich habe Euch den Willen getan.» — «Weil

ich mit dem Bett schwindelte, traute man auch dem übrigen nicht!» — «Eure wacklige Bettstelle macht der Verwaltung viel weniger Kopfzerbrechen als Euch selbst. . . .»

Nun, da Grandadam seiner Frau Marie erzählt hatte, dass das Glück endlich zwischen ihm und seinem Nachbarn entschieden hätte und jenen vernachlässigt, ihn aber auf einen Schlag zu einem reichen Manne gemacht hätte, wollte diese auch etwas davon sehen. Was hatte sie denn davon, wenn sie genau so weiter arbeiten musste wie Madame Petitdemange? Nützte ihr denn all der schöne Reichtum etwas? Sahen denn die Leute, dass ihre Familie derjenigen des Nachbarn überlegen war? Nein, es musste auch öffentlich sichtbar sein. Und von diesem Tage an begann für den armen Grandadam eine schwere Zeit. Seine gute Marie weigerte sich kategorisch, als reiche Frau noch irgendwelche beschwerliche Arbeiten zu tun. Er sollte noch zwei Mägde nehmen an Stelle von ihr und von Francette, die nun eine begüterte Erbin sei und sich von den reichen Mädchen drunten im Städtchen Rochez nicht auslachen lassen wollte, wenn sie mit einem Milcheimer oder einem Ackergerät angetroffen würde. Natürlich wäre es nun auch vorbei mit der Hochzeit zwischen Nicolas und Francette, diese könnte jetzt ganz andere An-



sprüche machen, als sich mit dem Sohne des einfachen Nachbarn zu begnügen. Doch hiermit war das Mädchen, so gerne es im übrigen der Mutter beistimmte, nicht einverstanden: wenn die beiden Gehöfte doch später zusammen kommen würden, so wäre es doch wohl im Grunde gleichgültig, von welcher Seite der grösste Teil an Vermögen gekommen wäre. Aber die Eltern verboten ihr, fernerhin mit ihrem Erwählten zusammen zu kommen. Ueberhaupt wurde jetzt die Lage allmählich eine gespannte; man liess den biedereren Petitdemange ordentlich fühlen, dass man ihn nicht mehr als gleichstehend ansehen könnte: nicht in Bezug auf die Schlaueheit, in der Grandadam zweifellos den Sieg davongetragen hatte, und nicht in Bezug auf den Besitz, der nun so verschieden war.

Aber damit war nicht alles getan, was Frau Marie vor hatte. Eines Morgens erklärte sie ihrem Manne im schönsten Sonntagsstaat, dass sie nun endlich einmal hinab nach der grossen Stadt müsse, um die immer wieder zurückgestellten Einkäufe zu machen. «Was für Einkäufe?», fragte der Bauer neugierig. — «Nun, das neue Schlafzimmer aus dem allerbesten Eichenholz, die Standuhr und das Klavier.» — «Was? Wir brauchen doch kein Klavier! Und um die Zeit zu wissen, habe ich meine Taschenuhr und draussen die Sonne am Himmel! Und genügen unsere einfachen Schlafzimmernöbel nicht durchaus unsern Ansprüchen?» — «Den deinigen vielleicht, aber nicht mehr den meinigen!» — «Aie, aie, das will ja grossartig oben hinaus! Niemals werde ich dir diese unnötigen Luxusausgaben erlauben!» — «So? Hast du nicht dies alles in deinem Verzeichnis aufgeführt? Also hatten wir es früher auch in unserm Besitz! Sonst hättest du es nicht der Verwaltung gemeldet!» — «Mort bleue! Du weisst genau, dass es geflunkert war. Hast ja selbst tüchtig mitgeholfen. Weisst es wohl nicht mehr so recht: Langes Haar und kurze Gedanken, so sind die Frauen!» — «So, geflunkert? Und wenn ich nun auf die Mairie von Rohey gehe und dort deine Flunkerei bekannt gebe, was dann?» — «Sapristi! Du wirst uns ruinieren. . .» — «Aha, kommt dir nun endlich der Verstand, auf den du doch so stolz bist? Wer ‚A‘ sagt, muss auch ‚B‘ sagen. Ich will auch etwas haben von deinem Reichtum, sonst kann er dir gestohlen werden. Der beste Zug wird wohl der um acht sein, meinst du nicht auch? Dann bin ich um zehn Uhr schon in der Stadt im Möbelgeschäft!» — «Tu, was du willst. . .!»

Damit hatte es angefangen, und da Marie ihren Willen so flott durchgesetzt hatte, schritt sie auf diesem Wege weiter, bis sie alle jene Gegenstände auch wirklich besass, die damals ungerechtfertigterweise auf die Liste gekommen waren. Da wollte sie Schmuckgegenstände, und jedesmal, wenn ihr Mann einen Einspruch erheben wollte, drohte sie ihm mit der Verkündigung der Wahrheit

bei dem Amt, und ihr Mann hatte nicht übel Angst; mochte sie also seinetwegen alle die Ohrringe, Halsketten und Fingerringe haben; verloren war das Geld ja nicht, nur seiner Meinung nach ungünstig angelegt, da es am Körper seiner Frau keine Zinsen tragen konnte, ebensowenig wie in den Schatullen, worin sie es gewöhnlich verwahrte, da sie nur an Sonntagen und Festen im vollen Glanze ihres Reichtums erschien.

Aber endlich atmete Grandadam auf, es war der Tag gekommen, wo sie alles im Besitz hatte, was damals auf der Liste zuviel gestanden hatte, jetzt würde sie nichts mehr von ihm erpressen können. Und was hatte ihm jetzt die ganze Flunkerei genützt? Nicht viel, das Geld war doch nicht mehr in seinen Händen.

\*

An jenem Tage sass Petitdemange drunten in Rohey in der Wirtschaft Didierjean, als plötzlich eine Hand sich von hinten auf seine Schulter legte und er beim Umdrehen seinen Nachbarn Grandadam erkannte. Es nahm ihn nicht wenig wunder, dass dieser ihm auf einmal so freundschaftlich auf die Achsel klopfte, denn in der letzten Zeit hatte er ihn kaum mehr eines ganz kurzen Blickes gewürdigt. So blickte er seinen Rivalen verwundert an. Dieser meinte in jovialem Tone: «Na, wie steht's denn immer mit der werten Gesundheit, alter Freund?» — «Gut, will's meinen, wünsche Euch das gleiche.» — «Erlaubt Ihr, Petitdemange, dass ich mich ein wenig an Euren Tisch setze? Ich habe etwas sehr Wichtiges und Dringendes mit Euch zu besprechen.» — «Aie, aie, nehmt nur schön Platz, Ihr seid mir schon recht. Hoffentlich ist es auch etwas Gutes, was Ihr mir mitzuteilen habt.» — «Ben sûr! Ich wollte Euch fragen, wann nun endlich die Hochzeit stattfinden soll zwischen Eurem Nicolas und meiner Francette? Die beiden haben sich gern, warum sie also unnötig lang warten lassen?» — Petitdemange war natürlich sehr erstaunt: «Ja, . . . ich dachte . . . die Sache wäre aus, da Ihr nun ein so reicher Mann geworden seid. So sagte mir doch einmal Eure Frau, dass ihre Tochter sich nun nach einem bessern Freierrmann umsehen müsse!» — «Ja, meine Marie, die soll nur reden! In meinem Hause bin ich der Meister. Gerade weil sie's nicht haben will, muss aus den beiden Jungen ein Paar werden, versteht Ihr mich? Meine Frau hat nun lange genug ihren Willen gehabt, nun ist's aber fertig. Nun gilt der meinige wieder, und damit Basta!» — «Eurer Frau ist der Reichtum sehr in den Kopf gestiegen, Laurent!» — «Leider, aber er wird eben nun wieder langsam herunterklettern müssen! Sie hat mir genug Geld verschleudert!» — «Habe mir erzählen lassen, dass es in Eurem Hause so schön sei wie in einem Palaste!» — «So, sagt man das? Mag sein, aber was habe ich denn davon? Das Schlafzimmer ist ja grossartig, aber es ist immer zugeschlossen, und





J. J. Bellel

Blick auf St. Dié

niemand darf hinein, damit alles ganz neu bleibt. Auch das Wohnzimmer mit dem Klavier ist zu. Wir essen in der Küche und schlafen in einer Kammer auf dem Speicher, natürlich in alten, billigen Möbeln. Meine Marie sagt, ich würde mit meinen groben Schuhen und meinen ungelinken Gliedern die schönen Zimmer doch nur ruinieren. Ich darf höchstens einmal durch das Schlüsselloch hineinblicken! — «Oh-la-la-la! Böser Reichtum das!» — «So ist's! Sie selbst setzt sich jeden Mittag eine halbe Stunde in die Herrlichkeit und starrt alles an, dann schliesst sie es schön wieder ab. Früher legte sie mit Hand an in der Haushaltung und der Feldarbeit, jetzt rührt sie keinen Finger mehr und die beiden Mägde, die ich nehmen musste, kosten ein Heidengeld. Francette muss mir aus dem Hause, solange sie noch nicht ganz so geworden ist wie ihre Mutter. Versteht Ihr mich jetzt, Nachbar?» — «Aïe, aïe, verstehe alles. Habt recht, Grandadam, wir wollen die Hochzeit nicht länger hinausschieben, denn mein armer Nicolas ist doch ganz trübsinnig geworden, seitdem er befürchtet, dass aus der Heirat nichts werden wird. Aber nun noch eins. Wie kommt es denn nun eigentlich, dass Ihr so viel Schadenersatz bekommen habt und ich nur so wenig?» — «Kann ich Euch nicht erklären, ich denke aber, der Herr Lehrer hat damals unsere Zettel ein wenig untereinander gebracht, sodass die Sache nicht mehr genau war, und was auf Eurem zu wenig stand, kam auf meinen jedenfalls

zu viel. Doch seid froh, denn ich habe bisher wenig Freude an diesem Reichtum gehabt. Heute sind wir endlich quitt und wollen unsere alte Rivalität endlich einmal begraben, seid Ihr's einverstanden?» — «Warum sollt' ich's nicht sein, Lauren?» — «Es kommt ja doch nicht viel Kluges dabei heraus, wenn jeder der Gescheitere und der Reichere sein will.» — «Aïe, aïe, wir wollen jetzt ehrlich eilen, ich nehme den Ehrentitel des Reichsten und Ihr den des Schlausten. Seid Ihr's zufrieden? Ich bin zwar der Reichere geworden, habe aber nichts davon, und Ihr seid, ohne es zu wissen, der Schlaudere gewesen!» — «Jedem das Seine, so ist' recht!» — «Und mit der Hochzeit wollen wir nicht länger warten, damit ich meiner Frau auch einen Streich spielen kann, wie sie mir. Alles das Schöne muss sie wieder herausgeben: Klavier, Salon, das bekommt alles das junge Paar!» — «Was soll mein guter Nicolas mit dem Klavier anfangen? Wenn nicht so viele Drähte drin wären, könnte man es vielleicht als Raum zur Aufbewahrung von Wäsche verwenden.» — «Und eine Idee! Das Drahtwerk zum Abschluss von den Aninchenställen brauchen. . . Man wird sehen müssen . . .!» —

Und es blieb bei der projektierten Heirat. Frau Marie wollte zwar zuerst nichts davon wissen, dass Francette nun doch ihren Nicolas bekam und so die beiden Besitztümer später in einer Hand vereinigt sein sollten, aber sie musste nachgeben, da alle andern gegen sie waren.



# Ausschau

## Ausstellung Krebs

Alte Meister malten auf Goldgrund. Die Zeitgenossen bepinseln weisses Papier. Die Alten, Echten kannten nur Wertarbeit. Die Modernen benutzen für ihre Aquarelle schlechtes Papier; ihr Untergrund ist grau, stumpf, wellig. Zweierlei Epochen, zweierlei Gesinnungen, zweierlei Menschen. Ging es einst bloss um edles Material und um vollendetes handwerkliches Können? Um Weltanschauung als drittes im Bund? Die kultische Haltung in jenen alten Werken ist es, die uns heute bis ins Herz trifft. Wir sind ja soweit gekommen, dass der moderne Künstler alles wagen, alles sich erlauben darf. Einigermassen normbildende Kräfte findet man nur in der Mode, im Geschmack der Kunsthändler und im Urteil besitzender Gesellschaftsschichten — im übrigen ist der Künstler frei, ganz frei. Die völlig unbefriedigende Situation, in der wir uns befinden, spiegelt sich wieder in den ausgestellten Aquarellen. — Mit dem künstlerischen Leerlauf ist eine Blickwendung zwangsläufig verbunden. Auf musikalischem Gebiet stellen wir denselben Vorgang fest: die Meister des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts kommen wieder zu Ehren, in den Werkstätten werden wieder Blockflöten, Spinette und Cembali hergestellt. Warum? Weil diese Entwicklung folgerichtig mit der allgemeinen Geistesströmung parallel läuft: der Freiheitsbegriff ist fragwürdig geworden. Mit ihm das unbegrenzte Gefühl und die ungehemmte Dramatik auf künstlerischem Gebiete. Wieviel Haltung und Zucht bei den jüngsten Lyrikern, wieviel Respekt vor dem Wort und vor dem gesetzmässigen Bau der Sprache! Warum malten alte Meister auf Goldgrund? Wir haben die Neogotiker des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts im Auge. Den Kaspar Isenmann, Stephan Lochner, Konrad Witz, Meister Wilhelm, Meister Francke bedeutete Malen nichts anderes als frommes Tun. Der Goldgrund wollte besagen, dass ihr Denken und Fühlen auf einer feierlichen, durch keinerlei Skepsis erschütterten Frömmigkeit beruhte. Die Erscheinungswelt hatte für sie nur Sinn und Bedeutung, wenn sie in Beziehung gebracht wurde zu dem allgemeinen Weltgrund, zu einem unfassbaren, überaus köstlichen, geheimnisvollen Jenseits. Dieses Göttliche, Umfassende deutete der Goldgrund an. Auf dem Goldgrund kann sich nur eine geordnete, hierarchisch aufgebaute Welt erheben. Deshalb besitzt

das irdische Geschehn in den Bildern der alten Meister volle Wirklichkeit. Auf dem schimmernden Goldgrund hebt sich die erschaffene Welt auf das bestimmteste ab. Daher die unbezweifelbare Realität der Welt in den kostbaren alten Werken. Aus der Haltung des Künstlers ergab sich auch die richtige Distanz von den Dingen. Darauf prüfe man die Aquarelle, die der Maler Krebs im Kunsthaushaus gezeigt hat. Rücksichtslos zersetzt der Künstler die gegebene Welt, bricht sie in viele, für sich bestehende Farbtöne und erteilt den Einzeldingen eine Eigenbewegung, die ihnen nicht zukommt. Der Aquarellist hat sehr viel Papierweisses stehen lassen. (Untersucht man den Umkreis einer jeden Vorlage, so ergeben sich merkwürdige Gebilde.) Es ist nicht etwa artistisches Unvermögen, das den Künstler hindern könnte, die Papierfläche bis zu den Rändern zu füllen, im Gegenteil, dem modernen Maler wäre es ein Leichtes, jedwedes Bild mit ein paar unverbindlichen Tupfen und Strichen fertigzumachen. Kennzeichnend ist vielmehr die Ansicht, gerade dadurch recht künstlerisch zu wirken. Diese Ansicht — eine Weltanschauungssache, im Grunde eine erledigte Sache — bedingt die Haltung des Künstlers, wie sie auch genau von den Aquarellen abzulesen war. Unmöglich also, etwas Ganzes zu geben, beabsichtigte Unfähigkeit also, die Welt zu gestalten, der Weisheit letzter Schluss also die Illusion, deren Merkmal ja das Undichte, Luftige, Dimensionslose ist. Damit steht das viele Papierweiss im richtigen Einklang. Diese Scheinwelt verpflichtet niemand, aktiviert nicht, sie hat zu nichts und niemand feste Beziehungen, sie schliesst jedes sichere Wissen aus. (Von wieviel besseren Voraussetzungen gingen doch die alten Meister aus.) Ging man die Reihe der Aquarelle durch, so fiel besonders die Zerstreuung dieser Art von Erleben auf; keine Gegenwart und kein Gegenstand wurde wirklich oder wichtig. Papierweiss ist leblos, unwirklich, von vornherein und im voraus ein negativer Befund. Wie köstlich der Goldgrund jener liebenswerten alten Meister! In der Ausstellung wurde der Mangel an Realität ausserordentlich fühlbar, denn die vom Ich und für das Ich reflektierte Welt schob sich an die Stelle der Realität, konnte sie aber in keiner Weise ersetzen. Die Erinnerung an den Goldgrund stimmte fast wehmütig.

R. Schn.

## Die Ausstellung G. Heinrich

«Wenngleich die menschliche Gestalt, und zwar in ihrer Würde und Gesundheitsfülle, das Hauptspiel aller bildenden Kunst bleibt, so kann man doch keinem Gegenstande, wenn er froh und frisch in die Augen fällt, das Recht versagt werden, gleichfalls dargestellt zu sein und im Nachbild ein grosseres, ja grösseres Vergnügen zu erwecken, als das Urbild nur immer erregen konnte.» Diese Worte, mit denen Goethe seinen Aufsatz über Blumenmalerei in «Kunst und Altertum» eingeleitet hat, kamen mir wieder in den Sinn, als ich in den ersten Apriltagen die Ausstellung des Blumenmalers Gustave Heinrich im Säulensaal des Strassburger Rathauses besuchte. Froh und frisch fielen eilem da wohl an die sechzig entzückende Blumenbilder in die Augen. In star-

ken Farben und vollen Formen war da mit gesunder Augenfreude und Heiterkeit dem Beschauer ein wahres Fest bereitet, das aus dem Grosstadtleben heraus die inbrünstige Sehnsucht nach der Natur weckte. Aus Heinrichs Blumenmalerei tönt eine rauschende Blumen-Farbenmusik, erfüllt von erdenhafter Schönheit und dem starken Rhythmus des Lebens, der auch die Blume durchpulst. Und wie viel Innigkeit hat dieser Künstler nicht den holden Kindern Floras entgegengebracht! Doch sentimentale Weichlichkeit und Süßlichkeit, wie sie dem durch Kunst- und Malschulen gezüchteten Dilettantismus anzuhaften pflegt, ist durchweg vermieden. Mit einer wahren Entdeckerfreude stellt Heinrich seine Blumen dar in ihrer vollen Natürlichkeit, schlicht und einfach,



aber begabt mit dem scharfen Auge des Künstlers und der sicheren Hand, verliebt in die Oberfläche und das Gegenständliche mit dem breiten Hinströmen üppigen Duftes und satter Farben in Blüten und Blättern. Seine Blumenkompositionen sind erdenschwer, tonschön und fein in der Beobachtung; sie verherrlichen, sonnenüberhaucht und meist von warmem Rot durchblutet, Gesundheit und Ueppigkeit und sind so jubelnde Hymnen auf die Fülle, den Reichtum und den Glanz blühenden Lebens. Bei diesem Blumenmeister finden wir nichts von visionärer oder philosophischer Schau, keine Symbolik, keine Vergeistigung, kein überirdisches Leuchten der Blumen. Seine immer geschmackvollen Blumenarrange-

ments und Blumenkompositionen sind aber dafür wundervoll gestaltete Bekenntnisse eines starken Naturgefühls, erdenfrohe, farbige Sinfonien, die das uralte Ideal bestätigen, dass man nur durch das Wahre zum Schönen gelangen kann. Heinrichs Blumenstudien umfassen die verschiedensten Blumenarten der Frühlings-, Sommer- und Herbstflora. Die Kompositionen sind abwechslungsreich und sehr geschickt und geschmackvoll aufgebaut und prächtig hingemalt. Solche Blumenbilder sind ein trefflicher Zimmerschmuck, Mittler und Bringer warmer Herzensfreude und wonniger Behaglichkeit. Was Heinrich als Blumenmaler in der Ausstellung gezeigt hat, verdient aufrichtiges Lob und warme Anerkennung.

B.

## Büchertisch

A. Schlagdenhauffen, La langue des poètes strasbourgeois Albert et Adolphe Matthis. [= Publications de la Faculté de l'Université de Strasbourg, Fasc. 65]. Paris, 1934.

Eine sehr fleissige, auf methodisch-tragfähiger Grundlage aufgebaute Doktorarbeit, welche die Dichtersprache der Brüder Matthis zu durchleuchten sucht. Im ersten Hauptteil werden dargelegt die bedingenden Faktoren des örtlichen und sozialen Milieus, die konservative und archaisierende Tendenz, phonetische und morphologische Eigenheiten. Der zweite Hauptteil befasst sich mit der von den Brüdern Matthis schöpferisch ausgebildeten mundartlichen Dichtersprache und zergliedert sie in ihre Elemente. Dieses Sezieren reicht aber nicht zum Erfassen der feinsten und tiefinnersten Eigenheiten und Unterschiedlichkeiten der Sprache der beiden Brüder. Bis zu deren urtümlichem, innerem, psychologisch verwurzelttem Sprachmechanismus hätte durch die äussere Hülle tiefer vorgestossen werden können. Dann hätte sich gezeigt, dass die Sprache der Brüder trotz der unbestreitbaren dichterischen Einheit ihrer Gesamtleistung nicht in einen Topf zusammengeworfen werden kann. Form und Ausdruck zeigen bei tieferem, intuitivem Spüren und Eindringen Verschiedenheiten von mehr als nebensächlicher Art. Adolf ist, wie schon Karl Gruber richtig erkannt hat, ein «Holzschnittkünstler», Albert mehr ein «Pastellmaler». Die beiden Brüder gehören zweifelsohne zu den Meistern unserer Mundartdichtung. Uns scheint aber doch, dass ihre Bedeutung überschätzt worden ist und immer noch überschätzt wird, seitdem Ernst Stadler 1910 den beiden Brüdern in einer überaus glänzenden Würdigung die literarische Weihe gegeben hat. Was dieser altdeutsche Literaturhistoriker und kühl abwägende, vornehm distanzierte Aesthet als echtste Heimatkunst und urwüchsige, knorrige Schönheit elsässischer Mundart betrachtete, ist für den mit dem Volk verwachsenen, gründlichen Kenner der heimischen Mundarten und Sprachseele nicht selten doch etwas forcierte, mundartliche Kraftmeierei, die von dem Wesen unserer Mundart zu weit abrückt und neben dem vielen Schönen und Dichterisch-Hochragenden urwüchsiger Formgebung doch der Lyrik beider Brüder empfindlich Abbruch tut. Eine tieferschürfende Analyse hätte nach unserem Ermessen auch diese Seite der Matthis'schen Dichtersprache erfassen und festhalten müssen. Gerade darin unterscheidet sich die Sprache der Brüder Matthis wesentlich von derjenigen des Pfingstmontagdichters G. D. Arnold. Dass ein eigentümlich ausgeprägter Finkweiler Dialekt in dem

Masse in ihr sich widerspiegelt, wie es Schlagdenhauffen annimmt, ist nicht zutreffend.

Dr. L.

Claire Liebrich, *Cassandane*. Drama in drei Aufzügen aus der Zeit des Perserkönigs Cyrus. Strassburg 1934, Editions de la Petite France, 65 S., Preis 10 Frs.

Cyrus steht auf dem Gipfel seiner Macht. Sein Wollen kennt keine Grenzen, jeder Gedanke ist schon Erfüllung. Da fällt ihm auf der Jagd ein scheues Mädchen in die Hand, an dessen Reinheit sein Wille zerbricht. Es ist die als blind ausgesetzte Tochter des Krösus, die von Zoroaster geheilt und als Naturkind mit den Bäumen und Tieren des Waldes auferzogen worden ist. Sie bringt einen befreienden Hauch von Reinheit und Grösse an den sittenlosen Hof, stirbt aber in seiner verpesteten Luft wie die Blume im Feuer.

In geradliniger Handlung und leicht beschwingter Prosa führt Claire Liebrich ihr dichterisches Erlebnis von der sieghaften Frauenreinheit an uns vorüber. Wohl krankt das Stück noch an dem Fehler vieler Anfänger: die Helden reden mehr statt zu handeln. Und doch steckt echte Dichtung in diesem Legendenspiel, mit der sich die Verfasserin gut in die literarischen Kreise einführt. Es ist ein ernstes, empfehlenswertes Büchlein für besinnliche Leser. Doch dürfte es schwer haben, eine Bühne zur Aufführung zu finden.

F.

Ville de Strasbourg. Archives et Bibliothèque Municipales. Bulletin No. 1. Strasbourg, Editions des Archives et de la Bibliothèque de la Ville de Strasbourg 1935, 139 p.

Diese prächtig ausgestattete und schön bebilderte Publikation der Strassburger Stadtverwaltung zeigt, dass in den letzten Jahren Archiv und Bibliothek eine ihrer Bedeutung entsprechende Entwicklung genommen haben, dank dem Interesse, das die jetzige Stadtverwaltung jederzeit den beiden Instituten entgegengebracht hat. Der jetzige Bibliotheks- und Archivar Joseph Branner hat die Denkschrift zunächst dem Andenken aller jener Männer gewidmet, welche ihre Lebensarbeit dem Aufbau der beiden Institute gewidmet haben. Eine knapp gefasste, aber sehr inhaltreiche Geschichte des Archivs und der Bibliothek ist den Vortrügen und Ausführungen über Zweck und Aufgaben, Organisation und Neuorganisation vorausgeschickt. Aus allem geht hervor, dass für die geistigen Interessen der Bürgerschaft aufs Beste gesorgt ist. Forscher und Gelehrte können nur mit Dank



die wissenschaftlichen Auswertungsmöglichkeiten begrüßen, die sich ihnen im Archiv und in der Bibliothek bieten. Und auch die Benutzer der belletristischen Abteilung der Bibliothek dürften, wie die steigende Benützungsziffer beweist, mit dem neuerdings Gebotenen zufrieden sein. Die Stadtbibliothek ist ein Bildungsinstitut für die gesamte Strassburger Bürgerschaft im besten Sinne des Wortes geworden. Möge es so bleiben!

R.

S. Hardung, *Die Vorladung vor Gottes Gericht*. Ein Beitrag zur Rechtlichen und religiösen Volkskunde. [= Bausteine zur Volkskunde und Religionswissenschaft, Heft 9]. Bühl-Baden, Konkordia, 1934.

Zu allen Zeiten haben Menschen, die vom irdischen Gerichte keine Hilfe und Rettung mehr erhoffen konnten, in ihrer Verzweiflung Gott als den obersten Richter anrufen. Besonders verbreitet war dabei die Form, den überlegenen Gegner vor Gottes persönlichen Richterstuhl zu laden. Ritter Hans Marx von Eckwersheim z. B. hatte einen langwierigen Prozess mit dem Junker Anton von

Wilsperg, bischöflichem Amtmann in Zabern. Dieser, der seinem Gegner tödliche Rache geschworen hatte, überraschte ihn eines Tages im Bade und hieb ihm beide Hände ab. Als er sein nahes Ende voraussah, hob Ritter Hans, da ihm so jede Rachemöglichkeit genommen war, seine Stümpfe zum Himmel empor und lud den Junker «vor das jüngste gericht im thale Josaphat». Mit diesen Worten auf den Lippen starb er. Desselben Tages starb auch in Zabern der Junker Wilsperg. So berichtet die Sage. 86 derartige Beispiele sind in der vorliegenden Schrift zusammengetragen und untersucht worden. Der ganze bisher ungeklärte Vorstellungskreis wird mit seinen Wurzeln und Verzweigungen und seiner Wirksamkeit im Bewusstsein der Völker klar gelegt. Die aus der Schule des Volkskundlers Eugen Fehrle hervorgegangene Arbeit zeichnet sich aus durch die treffliche methodische Behandlung des Stoffes und durch gründliches Wissen. Volkskundler, Theologen, Juristen und alle kultur-historisch Interessierten werden diesen Beitrag zur religiösen und rechtlichen Volkskunde dankbar begrüßen. N.

## Vogesen-Wanderungen

### Weissenburg - Forsthaus Scherhol - Pfaffenschlick - Marienbronn - Sulz.

Gehzeit : 5 $\frac{1}{4}$  Std.

#### a) Weissenburg - Forsthaus Scherhol. 1 Stunde

Vom Bahnhof links der Avenue de la gare folgen. Nach 5 Min. bei Strassenteilung einige Schritte rechts, dann links. Wegweiser : Rott, Willer. Bald bei nochmaliger Teilung rechts dem Stichanerring (Boulevard Clémenceau) an der alten Stadtmauer entlang folgen. (Links aufwärts rotes Rechteck zum Forsthaus Scherhol.) Nach 10 Min. bei Strassenteilung links und in 20 Min. in Weiler. Im Orte beim Consum-Geschäft Jean Schoen Strasse links an einer Fabrik vorbei. Wegezeichen : blau-weiss. Bald auf Brücke über die Lauter und nach 2 Min. bei Wegeteilung Fahrweg rechts aufwärts. Nach kurzer Zeit bei Dreiteilung dem mittleren Weg aufwärts folgen. Nach 5 Min. bei Wegeteilung rechts über das Bächlein und gleich Karrenweg links aufwärts. Nach 2 Min. bei Wegeteilung dem Karrenweg rechts im *Schlieffenthal* aufwärts folgen. Nach 5 Min. Pfad links in den Wald und im Zicksack bequem aufwärts in 15 Min. zum *Forsthaus Scherhol* (Wirtschaft).

#### b) Forsthaus Scherhol - Pfaffenschlick. 2 Std.

Weisse Scheibe mit rotem Zentrum, dann weisses Dreieck.

Vom Forsthaus rechts Pfad im Wald aufwärts. (Rotes Rechteck zum Scherholturm) Der Pfad läuft parallel mit der Strasse und führt bequem aufwärts. Nach 10 Min. die Strasse kreuzen. (Links weisses Kreuz zum Pfaffenschlick direkt) In 20 Min. im *Scherholpass*. Der Strasse einige Schritte links folgen, dann Fahrweg links aufwärts.

Wegezeichen : weisses Dreieck. (Links eben dasselbe Zeichen um den Eselsberg zum Pfaffenschlick, rechts aufwärts rotes Rechteck zum Scherholturm.) Nach 1 Minute bei Wegeteilung Karrenweg links aufwärts. In 6 Min. auf dem *Eselsberg* (486 m). Schöne Aussicht. Der Karrenweg führt von hier abwärts. Nach 4 Min. bei Teilung dem Fahrweg links eben folgen. Bald bei Teilung rechts. Nach 3 Min. bei Teilung rechts dem breiten Fahrweg bequem um den *Luchsenkopf* folgen. Nach 10 Min. bei Teilung rechts bequem weiter. Unterwegs schöner Blick auf das Dorf Klimbach. Nach 15 Min. bei Wegeteilung links aufwärts. (Rechts abwärts nach Klimbach.) Der Weg führt bequem um den *Klimbacher Berg*. Nach 15 Min. einen Fahrweg kreuzen und fast eben weiter. Nach 10 Min. rechts abwärts auf eine Strasse und dieser links folgend am *Pfaffenschlick* (575 m). Wirtschaft.

#### c) Pfaffenschlick - Sulz. 2 Std.

Markierung : gelbes Kreuz, weisser Ring, dann weisses Kreuz.

Der Strasse links folgen. Wegweiser : Sulz 8,7. Nach 10 Min. Karrenweg rechts abwärts auf die verlassene Strasse. 7 Min. Hier dem breiten Fahrweg und der Markierung «weisser Ring» rechts folgend in 15 Min. am Gutshof *Marienbronn*. Vom grossen Einfahrtstor des Hofes dem Fahrweg rechts eben folgen. Schöner Blick in die Ebene. Bald bei Teilung rechts abwärts. Markierung : weisses Kreuz. Nach 10 Min. bei Strassenteilung rechts aufwärts und in weiteren 10 Min. in *Lobsann*. Im Orte bei Strassenteilung links. Nach 4 Min. bei nochmaliger Teilung wieder links. Nun ständig der Strasse folgend in 1 Stunde in *Sulz u. Wald* (Soultz-sous-forêts).

Alfred Gaessler





# Neues vom Büchermarkt

## Neuerscheinungen des Verlags «Ars sacra» (J. Müller) in München:

*Mein Bruder Jesus kommt zu mir.* Ein Kommunionbuch zum Vorbereiten und Besinnen, zum Beten und Messefeiern für die erste und jede heilige Kommunion von Marga Müller, Bilder von B. Reinthaler. 240 Seiten, 10 farbige Bildtafeln und viele Textbilder. In Leinen gbd. RM 3.—

Das prächtige Büchlein ist ein vorzügliches Erziehungsmittel zu erster und natürlicher Kinderfrömmigkeit und tapferer und opferbereiter Willensbildung. Die sprachliche Formgebung ist von sprühender Lebendigkeit. Alles ist Zwiesprache, warmherzig, kindlich einfach in kurze Sätze gegossen: eine weitausgreifende, ganz in der Fülle des Glaubens wurzelnde und das ganze religiöse Leben umspannende Kommunionerziehung. Die Person Jesu steht lebensnah und herzwinnend im Mittelpunkt und antwortet dem fragenden Kind mit echten Jesusworten. Eltern und Religionslehrern ist das Büchlein warm zu empfehlen.

*Die kleine Imelda,* Patronin der Erstkommunikanten. Von M. Amsee. Bilder von J. M. Beckert. 56 Seiten Text und 5 Tiefdruckbilder. In Leinen gbd. RM. 2,50.

Ein herziges Büchlein für den Gabentisch der Erstkommunikanten, welches so recht imstande ist, von kindlicher Schau und Sicht her das Erlebnis des ersten Kommuniontages zu vertiefen. Es gibt keinen Menschen, der die Erinnerung daran nicht beseligend empfände das ganze Leben lang. Hier ist ein Büchlein geboten, dass die beseligenden Gegebenheiten des Erstkommuniontages mit tiefster Innerlichkeit erfasst und übermittelt.

*Die Himmelstür.* Ein heiliges Bilderbüchlein für Beicht- und Kommunionkinder mit Bildern und Versen von Maria Spötl. Geschenkband RM. 1.—

Die wahre Geschichte seines Herzens sieht das Kind hier mit eigenen Augen. Da Erschautes sich dem Kinde mehr einprägt als Gehörtes, wird dieses Büchlein auf das Kind besonders tief wirken, zumal warme und liebe Worte auf die eindringlichen Bilder trefflich hindeuten. Alle fromme Kinder sollten diese Geschichte von der Himmelstür kennen.

*Kind sein vor Gott.* Schlichte Worte an eine schlichte Seele. Von Schwester Angela. 40 Seiten Text und 8 Tiefdruckbilder. RM 0,40.

In schlicht-echter Sprache werden in diesem kleinen Büchlein schönste und tiefste Gedanken geboten allen, die Wege des Friedens und der Liebe gehen und vor Gott wirklich Kind sein möchten.

*Pater Anton Jans.* Ein Mystikerleben der Gegenwart. Mit einem Geleitwort hsg. von Prälat Dr. M. Grabmann. 256 Seiten Text und 17 Bilder in Kupfertiefdruck. In Leinen gbd. RM. 4.—

Ein ungenannter weisser Mönch schreibt an Hand von Tagebuchaufzeichnungen und Briefen das Leben des Kartäusers Anton Jans aus Valsainte in der Schweiz, der 28-jährig im Jahre 1932 starb. Er war Zeuge der Läuterung dieser grossen Seele, des inneren Wachsens und Reifens eines von der Gnade zu heroischer Höhe geführten Lebens. Das herrliche Buch wird seinen Weg in die Welt finden: ein an äusserem Geschehen stilles Leben ringt nach gnadenvoller Erkenntnis mit unerbittlicher Konsequenz um die Ruhe in Gott. Der oft missverständliche Begriff «Mystik» wird hier von dem heiligmässigen Kartäuserordenspriester so natürlich verlebendigt, dass er in seiner erschütternden Selbstverständlichkeit zum vorbildlichen Erlebnis wird. In unserer Zeit geistiger Nöte ist dieses schlichte und von goldenem Humor durchsonnte Heldenleben für Einfältige und Gelehrte, für Gottsuchende und Priester, für Reife und mehr noch für die Jugend ein hinreissendes Beispiel der Treue gegen sich selbst und gegen Gott. Universitätsprofessor M.

Grabmann hat der Schrift eine meisterhafte Einleitung vorausgeschickt.

*Ueber Liebe und Ehe.* Für junge Mädchen. Von einer Aerztin, einem jungen Mädchen und einer verheirateten Frau. Aus dem Englischen übersetzt von S. M. Sorge. 128 Seiten Text und 10 Tiefdruckbilder. In Leinen gbd. RM. 2,80.

Zwei erfahrene katholische Frauen, eine Aerztin und eine Mutter, erinnern sich ihrer eigenen Mädchenzeit, vergleichen es mit den dazugewonnenen Erfahrungen, besprechen es mit Mädchen der jungen Generation und geben ihre Niederschrift einem bekannten Seelsorger Londons für die letzte Feilung. So ist ein Lebensbuch für reifende Töchter geschaffen worden, voll Feingefühl, Natürlichkeit und religiösem Sinn, ein Buch, das um seiner taktvollen Klarheit und edlen Gesinnung willen allen Müttern und Töchtern nur aufs wärmste empfohlen werden kann.

*Das Spitzwegbuch.* Mit Texten von J. Bernhart. 136 Seiten mit 64 ganzseitigen Tiefdruckbildern. München, Verlag Joseph Müller, 1935. In Ganzleinen gbd. RM. 4,60.

Universitätsprofessor M. Buchner schreibt über dieses Buch: Ich wüsste kaum ein halbes Dutzend anderer Werke, die sich mit diesem prächtigen, einzigartigen Buch als Feiertagslektüre messen könnte. Es ist wahrhaft tröstend, wenn in Zeiten, da nicht selten eine übersteigerte Sucht nach neuen Problemen, ganz abgesehen von minderwertigem Kitsch und noch Schlimmerem, sich breit macht, ein Buch voll gesunden Humors wie dieses Spitzwegbuch ihn in unvergleichlichem Reichtum bietet, erscheint. Hier haben wir eine mustergültige Vereinigung von Kunst und Poesie. Vorzügliche Kupfertiefdrucke geben teilweise bekannte und vielberühmte, teilweise aber auch fast verschollene Bilder des grossen Malers wieder. Aus jedem dieser 64 Kunstblätter spricht Spitzwegscher Geist. Aber ein gleich zuverlässiger Interpret dieses Geistes ist Joseph Bernhart. Er hat sich in einem geradezu bewundernswerten Masse in die Gedanken und in das Sinnen des Münchener Malerpoeten eingefühlt und in den Texten zu dessen Bildern neue literarische Kunstwerke geschaffen. Das ist bodenständige Kunst im wahren Sinne. Die Lehre aber, die man aus diesem Buch m. E. ziehen sollte, besteht darin, dass der Inhalt eines Bildes nicht so ganz gleichgültig ist, wie das zuweilen gelehrt wird.

## Aus dem Verlag Herder, Freiburg i. Br. empfehlen wir:

*A. Stonner, Heilige der deutschen Frühzeit* (2 Bde.). Band I. *Aus der Zeit der karolingischen und sächsischen Kaiser.* Mit 14 Tafeln. 288 Seiten, in Leinen gbd. RM. 5,40.

Das ist das Schöne und Lebendige an diesem Buch: der Autor lässt die alten Quellen und Berichte zu Worte kommen und umgibt dadurch die grossen Gestalten und Gestalter der christlichen Frühzeit mit der ihnen eigenen Atmosphäre. Das Leben von 14 Heiligen wird in Einzeldarstellungen geschildert. Wir folgen dem Wirken und Tun dieser Heiligen, und unversehens wird uns ihre ganze Welt lebendig. Da sehen wir jene tapferen, heldenhaften Menschen, in denen sich Germanentum und Christentum zu einer Harmonie verschmolzen hat. Die Lebensbeschreibungen der fünf ersten Heiligen, der «Männer der Bereitung» spiegeln Landschaft und Geschichte in jener bedeutungsvollen Zeit, der Deutschland den christlichen Charakter verdankt. Dass Männer wie St. Severin, Kolumban, Gallus, Karbinian usw., die aus dem Süden und Westen kamen, die ersten Bereiter waren, zeigt, dass die Deutschen nach dem Willen Gottes doch hier im christlichen Heil Empfangende sind. Die folgenden neun Heiligen aus der Zeit der karolingischen und sächsischen Kaiser, zeigen, wie der ausgestreute Samen auf deutschem Boden Frucht getragen hat. Dem Verfasser kam es bei diesen Heiligenleben vor allem darauf an, das menschlich und erzieherisch Wertvolle so herauszuarbeiten, dass der Leser sich daran aufzurichten vermag.



## Der grosse Herder

X. Band: Reue bis Sipo. Mit vielen Bildern im Text, 22 Rahmentafeln und 17 Bildseiten. (VI S., 1728 Sp. Text und 122 Sp. Beilagen: 12 mehrfarbige Stadt- bzw. Planbeilagen, 7 mehrfarbige Kunstdrucktafeln, 14 Schwarzdrucktafeln und 4 einfarbige Tiefdrucktafeln; zusammen 1892 Bilder.) 1935. In Halbleder mit Kopffarbschnitt 34.40 M.; in Halbfranz mit Kopfgoldschnitt 38 M.

Das Werk wächst mit Sicherheit seiner Vollendung entgegen; noch zwei Bände, und das jüngste deutsche Grosslexikon ist fertig, — nicht nur das jüngste, sondern auch das nach Inhalt und Form modernste. Gerade dieser neue zehnte Band legt es einem nahe, wieder einmal die Hauptfrage in der ganzen Lexikonsache zu stellen, denn er ist besonders reichhaltig, zu reich, als dass die längste Schilderung einen hinlänglichen Ueberblick geben könnte. . . . «Braucht man überhaupt ein Lexikon?» heisst diese Hauptfrage. Mit dem «Grossen Herder» wird eine Antwort gegeben. Ja, je länger die Bekanntschaft mit diesem «Grossen Herder» dauert und in je grösserem Mass man ihn benutzt, desto mehr lernt man einsehen, dass dieses Werk nur richtig begriffen wird von denen, die sich von der alten Meinung trennen, — ein Lexikon sei eigentlich zum Aufsuchen ausgefallener Wissens Einzelheiten, von Fremdwörtern usw. da. Man muss einsehen, dass mit dem «Grossen Herder» ein neuer Weg in der Lexikographie begangen wird, den zu beschreiten der Leser aufgefordert ist: es entsteht hier ein Lexikon der *Lebensführung und der Lebenspraxis*! Nur wer diese Eigenart sieht und sich zunutze macht, hat die richtige Antwort auf die Frage bereit, ob «man» überhaupt ein Lexikon braucht; der weiss, dass jedes gute Grosslexikon als Nachschlagewerk für das blosse Sachwissen genügende Dienste tut, dass aber einzig dieser «Grosse Herder» mehr als Auskunft, nämlich ein Weltbild in Einzelschilderungen gibt, zugleich auch ein Ratgeber in der Lebenspraxis ist. In einem Ausdruck: *Mit dem «Grossen Herder» ist das alte «Konversationslexikon» aus der Rolle des passiven Auskunftgebers in die Aufgabe der Lebensführung durchs Lexikon hineingewachsen!*

Dass dem wirklich so ist, beweist dieser neue Band auf jeder Seite und mit mehr als 1700 Spalten. In diesem Band ist — sozusagen durch die Willkür des Alphabets — eine solche Fülle des Schönen und Interessanten, wie sie nicht jeder vorhergehende Band bieten konnte. Man durchblättere nur diesen reichhaltigen, prächtigen Band und überzeuge sich von dem hohen Wert und Nutzen dieses Grosslexikons!

### Neuerscheinungen des Verlags O. Beyer in Leipzig:

*Die neue Linie*, eine Monatsschrift. Heftpreis 1.— RM.

Vor uns liegen das Januar-, Februar- und Märzheft des laufenden Jahrgangs. Druck und Bildausstattung sind vornehm und geschmackvoll, der Inhalt reichhaltig und gediegen. Moderne Menschen, Menschen von Geschmack und Kultur werden aus diesen Heften immer vielseitige Anregung, fesselnde Unterhaltung und nützliche Belehrung schöpfen können. Wort und Bild künden vom modernen Lebensstil, mag es sich nun um Mode-Eleganz, um Kunst, Reise, Literatur, Sport, Architektur, Wohnungskultur usw. handeln. Immer bieten diese Hefte Vorzügliches, meist mit Bezugnahme auf die betreffende Jahreszeit. Im Januarheft z. B. wird über Wintersportgelegenheiten gehandelt, um Sportfreunden zum echten Erlebnis des winterlichen Gebirges zu verhelfen. Noch eine andere Reihe von Fragen finden in jenem Hefte ihre interessante Beantwortung, sie betreffen das Porträtieren und einen photographischen Wettbewerb, ferner die Verhütung von Ueberraschungen für Bauherren und allerlei Praktisches und Wichtiges für das moderne Haus. Das Februarheft ist auf den Fasching eingestellt («Schlösser, die im Monde liegen»), Drumherum findet man Ernstes und Heiteres aus allen Gebieten: P. Fechtlers Aufsatz über Danzig mit herrlichen Bildern, P. Bamms witzige Sentenzen über das Seelenleben des möblierten Herrn u. a. m. Das Märzheft eröffnet die Pforte zum Frühling mit der ersten Frühjahrs-Mode-Schau in einer Fülle schöner Photos und vielfarbiger Zeichnungen, zu denen geheime, praktische Winke

gegeben werden. Dazu kommt noch eine Reise in den Nordafrikanischen Frühling, zu deren herrlichen Bildern der Forscher Frobenius einen fesselnden Text schrieb, weiter ein «Häuschen am Frühlingshang» und ein grosser Unterhaltungsteil. Das sind nur wenige Andeutungen. Man überzeuge sich selber von dem Reichtum dieser Hefte «der neuen Linie»!

Das Aprilheft gibt das Resultat des Erzähler-Preiswettbewerbs bekannt und bringt zugleich die mit dem ersten Preis ausgezeichnete Novelle von H. Zillich «Der baltische Graf». Im übrigen ist das schöne Heft mit Reiseaufsätzen und Reisevorschlägen, Bildern von einem modernen Eigenheim und in dem erweiterten, mehrfarbigen Modeteil ganz auf die Stimmung des Frühlings eingestellt. Der Preis der schönen, geschmackvoll ausgestatteten Hefte beträgt nur RM. 1.—.

*Beyers Modeführer Frühjahr und Sommer 1935*, Bd. 1. Damen-Kleidung, Preis 1,50 RM., Bd. 2. Kinder-Kleidung, Preis 1.— RM.

Diese prächtig bebilderten, vielfarbig gedruckten Modeführer leisten der selbstschneidernden Frau ausserordentlich gute Dienste. Für sämtliche Modelle sind die beliebten, weltbekannten Beyerschnitte zu haben. Mustert man den Inhalt dieser reichhaltigen, von vornehmem Geschmack und praktischem Zielstreben zeugenden Modealben, so gewinnt man die Ueberzeugung, dass hier die Irrwege der modernen Modesucht durchaus gemieden sind. Ein Grund mehr für die rückhaltlose Empfehlung dieser nützlichen Modeführer. Sie enthalten eine überaus reiche Auswahl an Modellen für schöne, moderne Damen- und Kinderkleidung.

In der Reihe der «Grundbücher häuslichen Wissens» sind im Verlag Otto Beyer zum Preise von je 3,85 RM. erschienen:

*Richtig haushalten*. Ein sehr wichtiges und nützliches Buch. Frei von langatmigen Betrachtungen und Beschreibungen, wird durch 500 Bilder in Verbindung mit kurzgefassten Texten deutlich gezeigt, wie die vielerlei Arbeiten im Haushalt zweckmässig verrichtet werden. Ob es sich um Reinemachen, Waschen oder Plätten handelt, ob ein Möbelstück aufzufrischen, ein Koffer zu packen, oder ein häusliches Fest zu feiern ist, darüber gibt dieser Ratgeber beste Auskunft. Schuhe, Kleider, Hüte, Flickwäsche, Pelzwerk, Kochgeschirr, Elektrizität, Gas, Umzug, Wochenende, Krankenpflege, Hausapotheke — das sind nur einige wenige herausgegriffene Stichworte. Auch hygienische Fragen werden der Hausfrau nahegebracht. In haltbarem, geschmackvollem Einband eignet sich das Buch auch recht gut als Geschenk.

*Grundlagen der Säuglings- und Kinderpflege bis zur Schule*. Ein Mütter-Lexikon von M. Hausenberg, das an alles denkt! Klar und übersichtlich, der Entwicklung des Kindes entsprechend, gegliedert. Ueber 550 naturgetreue Fotos, Bilder und Tabellen erläutern mit leichtverständlichem Text Pflege, Erziehung und Ernährung nach den heutigen Erkenntnissen. Darüber hinaus beantwortet das Buch der jungen oder werdenden Mutter weitgehend die vor der Geburt des Kindes wichtigen Fragen (Schwangerschaftsgymnastik, geistige und körperliche Einstellung vor der Geburt, Wäscheausstattung usw.). Auch die erfahrene Mutter erfährt viel Neues, viel Vereinfachungen des Althergebrachten. Als Geschenk erntet dieses vorzüglich ausgestattete Buch bei jeder Mutter Dankbarkeit und Freude.

Aus der Reihe der «Koch- und Haushaltbände» sind folgende Neuerscheinungen hervorzuheben: *Anrichten und Servieren* (Band 321, Preis 0,90 RM.). Bei so wundervollen Vorschlägen braucht die Tischkultur bei aller Sparsamkeit nicht zu leiden. Schon gutes Anrichten, geschicktes Auflegen der Gedecke und Servietten schaffen ausgezeichnete Wirkung. — *Einkochen und Süssmosten* (Band 322, Preis 0,90 RM.). Die Süssmostbereitung, das Gelee- und Marmelade-Kochen, das Einsäuern, Einsalzen und Dörren, das Sterilisieren und die Bereitung von Fruchtpasten erklären viele Bilder mit klarem Text. — *Angerichtet kochen* (Band 310, Preis 0,90 RM.). Speisen so zubereiten, dass sie im gleichen Gefäss, in dem sie gekocht werden, auf den Tisch kommen. Eine Vereinfachung für die Hausfrau!



# Hôtels recommandés

## Ferme du Markstein

1100 mètres d'altitude

Inhaber: Alfred **DIERSTEIN**

Stations Lautenbach — St. Amarin — Wesserling — Krüth.  
A proximité du Grand Ballon et lac du Lauchen. — Haupt-  
verkehrspunkt der Routes des Crêtes. — Repas à toute heure  
froid et chaud. — Pension et chambres. — Cure de lait.

## Hôtel-Restaurant

**Ferme Rimlishof** an der Strasse Guebwiller - Mur-  
bach. Vielbesuchter Ausflugsort.  
Angenehmer Ferienaufenthalt in schönster Lage. Gute  
bürgerliche Küche, kalte und warme Speisen zu jeder  
Tageszeit. Konfortable Zimmer mit fliessendem Wasser kalt  
und warm. Gemütlicher Alt-Elsässer Speisesaal. Grosser  
Saal mit sonniger Terasse für Sociétés. Erstklassige el-  
sässische und französische Weine. Tél. Buhl 06  
Propriétaire: Blaser-Probst.

## Hôtel-Restaurant de l'Agneau Blanc

**Lautenbach** près Guebwiller (Haut-Rhin), Téléphone  
115 Guebwiller. R. C. Colmar 6876. Déjeu-  
ners et Diners à toute heure — Renommée pour truites  
et carpes — Pension — Chambres confortables — Salles  
pour sociétés — Centre d'excursions — Autos-Garage.  
Victor Bordmann.

## Restaurant Xavier Seiller (Seiller-Weiher).

**Guebwiller** Téléphone 117. Cuisine et Cave renommées.  
„Bière Suprême“ de Colmar. Spécialité Carpes  
frites. Beau jardin et grand étang avec barques. Chambres et  
Pension. Séjour agréable pour Touristes et Sociétés'

## Hôtel-Restaurant National.

**Haguenau** Place de la gare, rue St. Georges.  
Propriétaire: J. Lindecker.

## Hôtel Stauffer

**Le Hohwald** altitude 650 m. Téléph. 5. En excursion,  
en auto, pour votre séjour, visitez  
l'Hôtel Stauffer. Prix très modérés. Jardin, terrasse, garage.  
Chauffage central. Halte (pl. p. autos). Bien à recommander.  
Bien agrandi par construction nouvelle.

Ch. Stauffer.

## Hôtel du cheval blanc.

**Lembach** Agréablement situé au milieu de 9 châteaux  
A proximité du Fleckenstein, Hohenburg  
Wegelnburg. Ancienne maison. Pension et belles chambres. Re-  
commandée aux Sociétés et touristes. Autogarage. E. Mischler

## Hôtel du Lion.

**Schönau** à la frontière d'Alsace-Palatinat.  
O. Mischler.

## Hôtel de la Chaîne d'or (Kette)

**Niederbronn-les-Bains** Téléphone 50. Grande salle pour so-  
ciétés. Eau courant chaud et froid  
dans toutes les chambres, chauffage central. Maison re-  
commandée aux voyageurs et touristes.

Propr.: Mad. Vve A. Kieffer-Jund.

## Hôtel Lac de Lauch (Lauchensee)

**Lauchensee** 945 m alt. Stations: Lautenbach, Metzeral et  
Krüth. A proximité du Ballon, Markstein, Vallée  
de Guebwiller. Bonne cuisine, froid et chaud à toute heure. Pen-  
sion et chambres. Téléphone Guebwiller.

Propr.: Beyer.

## Hôtel-Restaurant Fischer

**Lautenbach-Zell** à 10 min. de la gare de Lautenbach.  
Déjeuners et Diners à toute heure.  
Vins d'Alsace et de France. Chambres confortables. Cuisine  
renommée. Spécialité: Carpes et Truites. Grande Salle.  
Electricité. Téléph. Propr.: Mme. Vve. Adolphe Fischer.

# Morsbronn-les-Bains

CONTRE GOUTTE - SCIATIQUE

RHUMATISMES

Grande Terrasse

Demandez renseignements à LA DIRECTION DU  
BAIN THERMAL.

# Westermanns Monatshefte.

Neues Licht auf die Geheimnisse der Osterinsel. — Unter dieser  
Ueberschrift veröffentlicht Prof. Dr. R. Hennig in der Aprilfolge  
von Westermanns Monatsheften einen Forschungsbericht. Er zeigt  
die Ausdehnung, aber auch die Grenzen eines Problems auf, mit  
dem noch weithin die haltlosesten von einem ebenso phantasie-  
begabten wie laienhaften Scheingelehrtentum geweckten Vorstel-  
lungen verknüpft sind. Eben um so aufmerksamer horchen wir auf,  
wenn wir von berufener Seite erfahren, dass sich der strengen  
Wissenschaft die Lösung dieses grössten Rätsels des Stillen Ozeans  
augenscheinlich zu erschliessen beginnt. Die Osterinsel, die ihren  
Namen dem Tage ihrer Entdeckung, dem Ostersonntage des Jahres  
1722, verdankt, war schon längst durch jene unerklärlichen bis zu  
23 m hohen und 250 t schweren Steinbilder berühmt, als überdies  
im Jahre 1864 beschriftete Hölzer gefunden wurden. Aus anthro-  
pologischen Gründen naheliegende Versuche, die bis heute unge-  
deuteten Schriftzeichen mit solchen Melanesiens in Zusammenhang  
zu bringen, blieben im wesentlichen erfolglos. Neuerdings hat nun  
der Ungar Wilhelm von Hevesy Ergebnisse vorlegen können, die  
einen ganz erheblichen Schritt vorwärts bedeuten dürften: «Hevesy  
hat nämlich», teilt Hennig mit, «zwischen der noch unentzifferten  
Schrift der Osterinsel und einer altindischen Schrift, die ihrerseits  
wieder merkwürdige Aehnlichkeit mit der altsumerischen Schrift  
Mesopotamiens hat, eine Fülle der erstaunlichsten Aehnlichkeiten,  
die bis zur vollkommene Uebereinstimmung gehen, ermittelt. Bis-  
her ist freilich auch nicht entfernt zu ermessen, wie es möglich  
sein soll, eine kulturelle Brücke zu schlagen vom Indus bis in die  
östlichen Teile des Stillen Ozeans.» Indessen «scheinen wir zur An-  
erkennung vorgeschichtlicher Tatsachen genötigt zu werden, die an  
Kühnheit und Grossartigkeit selbst den wildesten Phantasien nicht  
nachstehen.»

Eine grosse Anzahl meist mehrfarbige Kunstbilder z. B. von  
Hans Baluschek, Harry Detert, Colombo Max und Fritz Macken-  
vervollständigen den Wert des schönen und reichhaltigen Heftes.  
Verraten sei noch, dass den Musikliebhabern eine Zusammen-  
stellung von neuen Noten und Schallplatten von Bach und Händel er-  
wartet, und dass der Lichtbildner sich wahrscheinlich gern in seine  
«Photo-Ecke» zurückziehen wird. Probenummern von Wester-  
manns Monatsheften auf Wunsch kostenlos vom Verlag in Braun-  
schweig.



SOLISANA GUEBWILLER.

## Privates Kurhaus für Erholungsbedürftige

innere Kranke und nervös Leidende, Diät-Kuren,  
Bäderbehandlung, natürliche und künstliche  
Sonnenbäder, Massage etc.

Seelische Krankenbehandlung (Psychothérapie).  
Keine Geisteskranke. - Keine Lungenkranke.

Auf Wunsch Prospekt.                      Téléphone 258.

### Hôtel de la Pépinière

**Ribeauvillé** (Haut-Rhin), route de Sainte Marie a/M.  
30 minutes de Ribeauvillé. Cure d'air.  
400 m d'altitude. Situé dans la plus jolie contrée de la vallée  
de Strengbach; entouré de forêts de sapins. Centre d'ex-  
cursion. 25 chambres, 40 lits, confort moderne. Téléphone  
La Pépinière.                                      E. Weber, propriétaire.

### Hôtel du Château

**Wangenbourg** (anc. propriété privée) — Alt. 500 m —  
Téléphone No. 1 — Gare Romanswiller  
(Ligne Saverne - Molsheim) — Site merveilleux dans un grand  
Parc de 4 ha — Tout confort moderne — Terrasses ombragées  
— Ouvert toute l'année — Prix réduits avant et après saison.  
Propri.: G. Schneider.

## Ferme Thierenbach -:- Hotel Notre Dame

(Am Fusse des Hartmannsweilerkopfes)

Berühmter Wallfahrtsort - Vielbesuchter Ausflugsort

Angenehmer Ferienaufenthalt in gesunder Lage.  
Gute bürgerliche Küche. Comfortable Zimmer mit fliessendem  
Wasser, Badezimmer, grosser und kleiner Saal für Vereine, Ge-  
sellschaften, Hochzeiten etc. Grosse Terrasse. Gepflegter Keller,  
französische und elsässische Weine bester Sorten.

Teleph. Guebwiller 301.

Propri. Mme. Vonesch-Blecheler

## GRANDS VINS D'ALSACE

Administration des

## Domaines Viticoles Schlumberger

GUEBWILLER (Alsace)

Propriété dépassant 100 hectares de vignes

Ses Gentil, Riesling, Kitterlé, Mousse d'Alsace

## Clicherie Alsacienne

STRASBOURG-NEUDORF

17 Rue de Mulhouse  
Téléphone 6399

Wenn Sie nur erstklassige Waren zu den billigsten  
Preisen kaufen wollen, dann kommen Sie zu uns.  
Sie finden eine Riesenauswahl in jeder Abteilung.

Grands Magasins du

# GLOBE

Rue du Sauvage - Mulhouse - Chaussée de Dornach